

Gerhard Ringeling

Menschen vom Lande : Erzählungen

Erste Auflage, Berlin: Im Wichern-Verlag, 1937

<https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1933399856>

Druck Freier  Zugang



GERHARD RINGELING



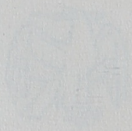
Menschen
vom Lande

80574.

Qb V5
15547







Gerhard Ringeling

Menschen vom Lande

Erzählungen

1937

Im Wichern-Verlag

Berlin



LANDESBIBLIOTHEK
Mecklenburg-Vorpommern
Günther Uecker

[https://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn1933399856/phys_0007](https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1933399856/phys_0007)

MV
tut gut.

Einbandentwurf von Christian Rietschel
Druck: Bibliographisches Institut AG., Leipzig
Erste Auflage 1937



Menschen vom Lande

Meinem Bruder Konrad Ringeling

Estancia Coyhaique

Chile

Ein Gruß aus der alten Heimat

Der Streitacker

Meister Urian ist des Herrgotts Notknecht und Scharwerker am Bau dieser Welt. Hinkend und mißgestaltet schleppt er herbei, was schief und verwrukt ist, wie er selbst. Gottvater aber läßt sich in seinem Schaffen nicht stören. Er verarbeitet Krummholz und Schlichtholz, wie es der Stellmacher tut. Keine Teufelei, die nicht doch am Ende des Ewigen Werks fördert. Wir Menschen begreifen ja zumeist nicht, warum dem Satan und seiner Brut lange keine gelassen wird. Aber hinterdrein werden wir es mitunter gewahr.

So erging es auch dem Rademacher Claus Mönckeburg, den sie im Dorf „Claus mit de Kor“ nannten. Der hatte seinen Stiefvater zum Nachbarn, und das war eine schwere Last. Denn der Kiepenmacher Meine Hassen saß randvoller Bosheit und jagte ihm eine Niederträchtigkeit nach der andern über den Zaun. Es ist schon ein bitteres Gefühl für einen Mann, wenn er weiß, daß man hinter seiner Mutter herlächelt, weil sie nach langer Witschaft, wo sie bald Großmutter hätte sein können, sich an einen jungen Kerl wegwarf. Und obendrein fehlte nicht viel daran, daß sie in ihrer albernem Verliebtheit den Sohn um sein väterliches Erbteil gebracht hätte. Dem Vor mund kostete es Mühe genug, bis daß er wenigstens

durchsekte, daß die Häuslereihufe geteilt wurde. Den fruchtbaren Teil nach dem Bodden zu mit der Räte behielt die Frau, und der junge Meister wurde mit dem sandigen Hang am Althäger Weg abgefunden. Der war abschüssig, und die Wustrower spotteten, daß der Acker bald vor, bald hinter dem niedrigen Häuschen mit dem hohen Reethdach läge, das sich der Stellmacher erbaute, je nachdem wie der Wind stünde. Er ließ sie spotten, setzte einen Flechtenzaun nach dem Weg zu, um in seinem Vorgarten ein paar Blumen hochzukriegen. Und als das nichts nützte, eine Fichtenhecke. Als das erste Fliegenschneppergelege dort auskam, ging auch drinnen im Haus die Wiege. Nur mit dem Garten hinter dem Haus, am Südhang, war es ein Jammer. Der Regen lief ab, ohne einzusickern, die Sonne dörrte den losen Boden aus, und unten nach dem Grundstück des Stiefvaters zu lag eine Senke, die war leicht naß. Nur in trockenen Jahren lohnte der Acker die Mühe. Und eben da setzten die Teufeleien des Kiepenmachers ein.

Meine Hassen, ein hochgewachsener, knochiger Kerl mit falbem Schleethaar und weit auseinanderstehenden, wasserhellen Augen, war, wie man so sagt, in der Gemeinde hängengeblieben. Der Dorfklatsch behauptete, er sei ursprünglich Scherenschleifer gewesen. Zuerst ging er hin und her in den Wirtschaften der Häusler und Bauern auf Tagelohn. Man sah ihn nicht ungern, denn er konnte robotten wie nur je einer. Dann aber sicherte es durch, daß er an einer

bösen Süchtigkeit litt. Immer, wenn er irgendwo arbeitete, fand es sich hinterdrein, daß die Schuhe der Frauensleute mit einem Messer zerstoßen waren. Keiner konnte es sich erklären, bis man den Kiepenmacher dabei abfaßte. Das Mädchen hatte ihm aufgelauret, als er bei ihren Tanzschuhen zugange war, und entsetzte sich über den Ausdruck, den sein Gesicht dabei trug. Er hatte den Schaden mit Geld abgegolten. So machte man nicht viel Aufhebens davon. Es sprach sich aber doch herum, und man mied ihn und holte ihn nur, wenn Not am Mann war. Er blieb den Menschen unheimlich. Doch konnte man ihm weiter nichts nachsagen. Er trank nicht, hielt auch sonst Frieden, und doch traute ihm keiner über den Weg, denn er galt für rachsüchtig und hinterhältig.

Über die Geschichte wuchs dann Gras. Er freite sich bei der alten Mönckeberg-Witwe ein — der Junge war damals auf Wanderschaft — und verlegte sich mehr und mehr auf die Kiepenmacherei. Er fischte auch wohl ab und an auf dem Bodden. Dann wieder gab es Wochen, wo er träge zu Hause herumrälte. Wenn es aber darauf ankam, packte er die Arbeit an wie ein Kerl.

Auf seinen Stiefsohn warf er seit dem Streit um den Besitz seinen ganzen Haß. Er verstand es aber, ihn hinter einem schlimmen Lächeln zu verbergen. Die Männer sprachen nie ein Wort miteinander, und der Stellmacher betrat seiner Mutter Haus nicht mehr.

Ein Handwerksmann nun muß sich zuvörderst um sein Gewerbe bekümmern, und die Aekerei stand auch Claus Mönckeberg wenig an. Zudem hatte er wegen seines Fleißes und seiner Geschicklichkeit alle Hände voll zu tun. Aber seine Frau Meta war nicht umsonst des alten Voss Tochter. Der besaß den schönsten Garten im Dorf, mit allerhand Blumen und Obstbäumen, wie sonst niemand. So grämte sie sich darum, daß sie mit ihrer Wirtschaft nicht zurechtkommen konnte. Fast schien es, als ob der Kiepenmacher darum wisse und seinen Nachbarn an einer Stelle treffen wollte, wo es ihm am meisten weh tun mußte. Eines Abends war die junge Frau nirgends im Hause zu finden, und als der Meister den Hang hinabging, saß sie drunten auf ihrer Schiebkarre, hatte die Schürze vors Gesicht geschlagen und weinte. Quer über das Grundstück, wo der Zaun gestanden hatte, lief ein mehr denn halbmannshoher Damm aus Schilfbülten und Gestrüpp, darauf Steine gepackt und darüber die ausgehobene Erde geschichtet. Das Ganze war mit Rasensoden abgelegt und mit Weiden, Jungerlen und Dorn bepflanzt. Claus sah das Werk, an dem der Nachbar Wochen gearbeitet hatte, und begriff alles. Der Damm versperrte den Abfluß des Wassers nach dem Bodden, die Erde würde in der anstehenden Nässe versauern, und in wenigen Jahren mußten die Erlen emporkommen, mit ihren Wurzeln bald seinen Acker auslagern und beschatten. Und als ob man drüben

seine Gedanken erraten habe, sagte eine höhnische Stimme: „Versumpfen soll er unten, und oben ausdörren!“ Dann folgte ein glucksendes Lachen, und es ward still. Claus Mönckeberg war von Natur ein fröhlicher Mensch, vielleicht ein wenig zu geneigt, das Leben leicht und lustig zu nehmen. In dieser Stunde aber packte ihn der Zorn, daß die Adern an seiner Stirn schwellen, und etwas von dem Erbteil seines Großvaters wachte in ihm auf. Den hatte man im Dorf Jürgen Eisenkopf genannt, weil er der eigensinnigste und sturste Mann im ganzen Kirchspiel war und mit den Jahren ein Schrecken wurde für seine Familie und alle, die mit ihm zu tun hatten. Claus faßte seine Frau unter den Arm und geleitete sie nach Hause. Als sie auf halber Höhe standen, drehte er sich um. Sein Gesicht war braunrot und seine Fäuste geballt. „Der scheeläugige Hund soll seinen Willen doch nicht bekommen, Meta“, sagte er zähneknirschend, „oder ich will nicht Claus Mönckeberg heißen.“ Die Frau schüttelte nur verzagt den Kopf.

Die Nachbarn rieten dem Stellmacher, zu klagen. Es gäbe doch ein Vorflutrecht, und was sie sonst redeten. Der aber schüttelte den Kopf. „Zu Gericht laufen? Niemals! Das macht nur den Advokaten fett. Nein, auf einen Schelm andertzhalb!“

Es gab ein großes Wundern und Köpfeschütteln, als in diesem Herbst an dem Damm des Riepenmachers

sein Nachbar einen breiten Graben aushob. Das Jahr war trocken, so daß er vor Eintritt des Frostes fertig wurde, und dann fing er an, ihn mit Steinen und Geröll aufzuschütten. Sein Handwerk sollte nicht drunter leiden; darum war er schon des Morgens mit seiner Karre unterwegs und arbeitete des Abends, wenn die Sterne über dem Bodden standen. Steine gab es genug, allerhand Gerümpel und Abraum lag damals noch mehr umher als in späteren Jahren, und so füllte sich der Graben über Winter langsam. Wenn einer von den Nachbarn eine Leerfahrt hatte und bei weglang etwas aufschmeißen konnte, tat er es. Schon aus Zorn über den Unhold, der diesen heimtückischen Streit vom Zaun gebrochen hatte. Als das Frühjahr kam, wurde die Muttererde wieder obenauf gefarrt, und nun hatte sich ein schmaler Streifen des abschüssigen Hanges gehoben. Mehr als drei Fuß stand er über dem Damm des Kiepenmachers, und der Stellmacher setzte einen festen Plankenzaun mit dicken Eichenständern. „Ich will von dem Satan nichts sehen“, knurrte er. Meine Hassen grientete. „Um so besser!“ Der Damm war doppelt. Das konnte ihm nur recht sein. Eins nur hatte er nicht bedacht, daß der neue Damm mit seinem Fuß auf Schotter und Stein stand und das Wasser durchließ. Wohingegen sein Wall anfang wegzusacken. Schleunigst schüttete er wieder auf. Aber mit der stetigen Arbeit des andern konnte er nicht mitkommen. Denn nun begann ein Kampf,

der durch Jahre hindurchging. Im nächsten Jahre fraß sich wieder ein breiter Graben neben dem neuerrichteten Damm in den Hang, und über Winter begann wiederum die Arbeit des Aufschüttens. Damals war es, wo der Stellmacher den Beinamen „Claus mit de Kor“ kriegte. Jede freie Stunde war er unterwegs und schleppte herbei, was er an Steinen fand, um seinen Graben zu füllen. In weitem Umkreis wurden die Äcker von Steinen leer. Vom Strand holte er sich sein Teil, und wenn im Forst geschlagen wurde und er reichlich Arbeit hatte, ließ er es sich Geld kosten und das Buschholz, das billig wegging, anfahren. Der Kiepenmacher griente immer noch. Lächerlich, wollte sein Nachbar etwa den ganzen Acker hochwuchten? Aber sein Grienien wurde schlimmer, und der gelbe Vorderzahn, der dabei blank wurde, gab seinem Gebiß etwas vom Raubtier. Die Länge hat die Last, dachte er und hoffte auf ein nasses Jahr und auf die Wurzeln der Ellern und Eschen, die er auf die Krone seines Dammes gesetzt hatte. Damit wurde es aber auch nichts, denn Metas Vater zog hart an der Grenze einen Graben, stach jede Wurzel ab, die herüberkam, spaltete sie und steckte ein Stück blauen Vitriolstein hinein. Dann wurde der Graben wieder zugeschüttet. Davon kriegten die Bäume das Quinen. Manche gingen aus. Alle aber neigten sich nach dem Ackerstück des Kiepenmachers, weil die Wurzeln nach dorthin ungehindert wachsen konnten.

Die Zeit verging. Immer wieder schob sich Graben an Graben durch den nassen Grund und wuchs empor zum Damm. Claus Mönckeberg hielt seine Groschen zusammen. Er steckte alles, was er einnahm, in Fuhrlohn und Faschinenholz und hatte seine Freude dran, wenn wiederum ein Streifen dem Sumpf abgerungen war, wenn die Ackerkrume locker und krümelig wurde und man ihre Fruchtbarkeit mit der Hand fühlen konnte. Freilich, Schweiß und Schwielen kostete es, und wenn er nicht seinen Zorn hätte füttern können, er hätte sein Werk verlaufen.

Aber dann kam endlich der Tag, an dem das ganze Land flach und eben wie eine ausgebreitete Hand dalag, aus der feuchten Tiefe emporgehoben in harter, jahrelanger Mühsal. Claus Mönckeberg hatte durchgesetzt, was er sich vorgenommen. Nun hatte er seinen Acker — fruchtbar und schön. Aber der Acker hatte auch ihn. Er ließ ihn nicht frei. Dem Meister begann etwas zu fehlen, als sein Werk geschafft war. „Ich weiß wahrhaftig nicht, bin ich ein Handwerksmann oder ein Ackerknecht?“ sagte er lachend zu seinem Schwiegervater. „Nun müssen wir den Buckel hier oben auch noch schier machen.“ Damit meinte er den abschüssigen Hang hinter seiner Käte. Und wieder ging er an die Arbeit. Wo die neue Ackerbreite an den Hügel Fuß stieß, stellte er einen derben Flechtenzaun hin und begann, auch den oberen Teil einzuebnen. Die Muttererde wurde in der Mitte zusammengeworfen. Dann wurde der

Untergrund oben ausgeschachtet und nach unten gefarrt, und endlich die Muttererde nach beiden Seiten wieder ausgebreitet. „Claus mit de Kor“ hatte wieder einmal seine liebe Last. Aber Glück hatte er obendrein. Der Kern des Hügels, den er jetzt anschnitt, bestand aus Lehm, und als die zweite Stufe eingeebnet dalag, war etwas ganz anderes aus ihr geworden als der Dünenhang, aus dem sie gewachsen. Ueberdies bekam es dem Land vorzüglich, daß der Regen nicht mehr ablaufen konnte, sondern in den Boden eindrang und ihn feucht erhielt. Es dauerte nicht lange, so trug es alles, was man billigerweise erwarten konnte. Dann ging er dem obersten Teil des „Buckels“ zuleibe, und als er auch den schlicht hatte, säte Metas Vater die beiden Hänge entlang Sonnenblumen. Die kamen hoch und standen wie goldene Fahnen leuchtend und hell über einer eroberten Schanze. Um Meine Hassens Kate aber begannen Stechapfel und Bilsenkraut zu wuchern. Denn irgendwie — ohne es zu wissen — hatte der fleißige „Ackersknecht“ an die Gewalten in der Tiefe gerührt. Sei es nun, daß das Regenwasser andere Wege ging. Sei es, daß beim Anschneiden des Lehmkernes die Quelladern sich verlagert hatten: in dem Maße, als droben am Hang das Land fruchtbar wurde, begann der untere Teil der Hufe, wo der Kiepenmacher wohnte, zu versumpfen. Es war, als ob der Schlag, den er gegen seinen Stieffsohn führte, auf ihn zurückfiel. Um so schwälender wurde sein

Haß, und der brach wiederum aus gegen einen Menschen, in dem er seinen Gegner zu treffen gedachte.

In all den Jahren hatte Claus mit seiner Mutter keine Gemeinschaft gehabt. Der Bohlensaum an der Grenze seines Aekers schied nicht nur die beiden Gehöfte.

An einem Herbstabend stand der Stellmacher unten auf seinem Acker. Er blickte zu seinem Häuschen empor, um das seine Kinder spielten, hörte ihre hellen, klingenden Stimmen und sah in den Rauch seiner Pfeife. Da geschah es, daß er hinter dem Zaun ein Geräusch vernahm. Und dann redete Meine Hassen, leise, verhalten, so daß er kein Wort verstehen konnte, aber es klang wie das Fauchen eines bösen Tieres. Und dann ein dumpfer Laut wie ein Schlag oder Fall — — — Tritte, die sich entfernten, und dann ein ganz leises, jammervolles Schluchzen. Das war seine Mutter! Claus Mönckeberg sanken die Hände am Leibe herunter, er wurde ganz verstört. Das war doch unmöglich! Der Kiepenmacher konnte seine Frau doch nicht geschlagen haben! Und plötzlich kam ihm zu Sinn, wie blaß und vergrämt seine Mutter aussah in den letzten Jahren und wie in ihren Augen etwas stand, was er sich nicht deuten konnte. War es Scham oder war es Angst? Er hätte gern über den Zaun gesehen, aber der war hoch und dicht. So ging er schweren Herzens in seinen Schuppen und machte sich an die Arbeit und

konnte doch die Erinnerung nicht loswerden an das, was sein Ohr dort drunten vernommen hatte. Eigentlich mußte er — — — aber er konnte doch das Haus nicht betreten! Nein, das konnte er nicht.

Es wurde Herbst, und mit den Nebeltagen kam eine böse Halskrankheit in das Dorf. Sie ergriff viele Kinder, und Tag für Tag gingen die Kirchenglocken in Wustrow. Auch die kleine Christine Mönckeberg bekam die schlimme „häutige Bräune“. Das Licht in der Stube, die nach dem Bodden hinaus-
sah, losch in jenen Nächten nicht aus. Damals kriegte der Stellmacher die ersten grauen Haare an den Schläfen. Wenn er krumm, über seine Schnitzbank geduckt, da-
saß und arbeitete, waren seine Gedanken ganz woanders. Und eines Abends war es so weit, daß er nicht wagte, von seiner Arbeit aufzustehen und in das Haus zu treten. Aber endlich wurde es zu dunkel. Er legte das Messer beiseite und trat aus der Tür des Schuppens. Da stand seine Mutter vor ihm. Sie hatte ein Tuch um den Kopf, ihr Gesicht war ganz weiß in der Dämmerung. Der Sohn sah sie an. Sie bewegte die Lippen. Es klang nur wie Flü-
stern, als sie fragte: „Christine? Wie steht es mit ihr?“ Claus konnte nicht antworten, so schnitt es ihm ins Herz, als er die alte Frau da vor sich sah. Sie war ganz klein und mager geworden. „Mutter“, sagte er heiser und griff nach ihrer Hand. Die Alte ließ ihr Umschlagtuch los und umfaßte mit den beiden mageren Händen die feinen. Dabei glitt ihr

das Tuch von der Schulter. „Mutter!“ Diesmal schrie Claus fast. Sie wollte das Tuch rasch wieder um den Hals legen, aber er hielt ihre Hand fest. „Was ist das?“ keuchte er. An ihrem Halse sah er deutlich tiefe, blaue Streifen, als ob man sie gewürgt habe. Da schlug sie beide Hände vors Gesicht und weinte lautlos und ohne Tränen. Er legte den Arm um ihre Schulter. „Komm herein“, sagte er tonlos. „Du bleibst bei uns, du gehst nie wieder nach unten.“

In dieser Nacht wandte es sich mit der kleinen Christine zum Guten. Die Mutter schlief. Am Bett des Kindes saß die Großmutter und hatte seine beiden Hände in den ihren.

Am späten Nachmittag des folgenden Tages, als der Meister aus dem Schuppen kam, stand an der Eingangspforte seines Vorgartens der Kiepenmacher. Claus hatte sein Beil noch in der Hand. Er trat an die Pforte. Der andere sah ihn mit seinen bösen, wasserhellen Augen an. „Die Frau“, sagte er, „ich wollte — — —“ und dann schwieg er und starrte vor sich hin. Claus Mönckeberg faßte den großen, grauen Hund, der tagsüber im Schuppen lag und ihm jetzt auf dem Fuß folgte, in das Halsband. „Du, Sultan“, sagte er und beugte sich zu dem mächtigen Tier hernieder, „sieh dir den Kerl an, Sultan, sieh ihn dir an! Und wenn er es wagt, den Fuß auf unser Grundstück zu setzen, bei Tag oder bei Nacht, Sultan, dann pack ihn, pack ihn, mein Hund! Beiß ihm die Gurgel durch, dem Stück Vieh, damit ich mein Beil nicht

blutig mache.“ Mit gesträubtem Nackenhaar schoß der Hund auf den Mann zu. Der wandte sich und war im Nebel verschwunden. — — —

Und dann fiel der Winter ein, der schwere Notwinter mit der großen Sturmflut. Erst stand der Wind wochenlang aus Nordwest und trieb die grauen, salzigen Wogengeschwader hoch hinauf in den Finnischen Bodden. Die Menschen der Wasserkante spüren es im Blut, wenn Unheil droht. Nordwestwind, damit beginnt es. Das weiß man überall an der Ostseeküste. Dann sitzt die Sorge in Häusern und Raten. Wird der Wind umspringen auf Nordost und den ganzen aufgestauten Schwall gegen die Ufer treiben? Werden die Dünen halten? Steigt der Bodden? Die Alten haben nur die Stiefel abgezogen. Sie schlafen in Kleidern, und immer wieder gehen die Männer zwischendurch hinaus in die sturmdurchheulte Nacht und blicken über die See oder schauen nach den Booten und Netzen. Und wenn die Stille kommt, wo der Sturm einzuschlafen scheint und der Mond zwischen schmalen, schwarzen Wolkenbänken aufblitzt, ist die Unruhe doppelt groß. Das Wetter kippt um, der Wind springt auf Nordost, und dann kommt die Flut.

Claus Mönckebergs Mutter wandert ruhelos wie ein Schatten durch das Haus. Claus kommt von draußen. „Legt Euch hin, Mutter. Wir können nichts ändern, und uns tut die Flut nichts.“ Die Alte schweigt. Sie starrt zu Boden. Endlich blickt sie

auf. „Ich habe Angst, Claus. Oh, ich habe solche Angst!“ — „Vor der Glut?“ — „Nein — vor ihm! Sein Haß kriecht um dein Haus. Du kennst ihn nicht. Er ist furchtbar!“ — Claus streichelt ihre Schulter. „Was will er uns anhaben?“ — „Ein Schwefelfaden ins Dach, in deinen Holzstapel ———“ „Der Hund paßt auf. Seid ruhig, legt Euch hin. Ich will noch einmal nach draußen.“

Unten in seiner Kiste sitzt Meine Hassen. Es ist kalt, es ist unordentlich, die Wände sind feucht, ein schwaches Feuer glimmt auf dem Herd. Er starrt in die Glut. Vor seinem inneren Auge ist sie wie ein Funke, der wächst und wächst und knisternd und züngelnd sich um ein Strohdach rankt. Der Wind treibt die Lohe wie ein breites Glutsegel über das ganze Gehöft seines Feindes. Er haßt ihn. Wie er ihn haßt! Alles hat er ihm genommen! Das Land! Und dann hat er ihn ersäuft in der steigenden Mäße. Und dann hat er ihm die Frau genommen, die Magd, immerhin — aber doch das einzige Wesen, das er um sich hatte.

Und jetzt will er es tun. In dieser Nacht. Der Sturm, der eben einsetzt, der ist ihm gerade recht. In dieser Nacht wird viel zu Bruch gehen. Warum soll es nicht auch einmal jenen treffen droben am sicheren Hang in seiner Hütte? Wer will nach dieser Sturmnacht ihm nachweisen, daß er es war? — Er starrt in die Glut, immer noch, lange, lange. Es ist, als ob er mit offenen Augen träume. Aber dann

muß er wirklich eine Weile geschlafen haben. Er schrickt auf aus schwerem, angstvollen Traum. Verdammst! Hat er die Zeit verpaßt? — Da — was ist das? — Er horcht. Das rauscht, das gluckst. Die Flut schon da? — Dann gilt es, zu eilen. — Hastig packt er einen Ledersack, der griffbereit neben ihm auf dem Haublock liegt. Noch ein Blick hinein. Es ist alles drin: Feuerzeug, Schwefelfaden und Berg, in Öl getränkt. Er stößt die Thür auf. Der Sturm reißt ihm die Klinken aus der Hand. Rings um ihn branden Wellen. Der Bodden ist hoch über die Ufer getreten.

Und wenn er bis an die Brust durch die eisige Flut waten soll, in dieser Nacht geschieht es! Er will seine Rache haben, und wenn es ihn Hals und Kragen kostet! — — —

Meine Hassen hat in dieser Nacht sein Ziel nicht erreicht. Sein eigenes Werk, der Damm, schuf ihm den Untergang. Hier hatte die Flut des Boddens den Graben, mit dessen Erde er den Damm einst aufgehöhht hatte, tief ausgewaschen und einen strudelnden Rolk gebildet. Dort hat man die Leiche gefunden, viele Tage später, nachdem die Wasser zurückgetreten waren. Mit der einen Hand fest verkrampft in die Hecke, die er selber gepflanzt. Um den Hals trug er den Ledersack. Und die Leute meinten, er habe sich wohl in der Dunkelheit vergriffen. Konnte doch niemand sich vorstellen, was ein Mensch auf der Flucht vor der Flut mit Zunder und Schwamm und Schwefelfaden wollte.

Ein paar Jahre später ist dann am Bodden entlang der Deich aufgeschüttet worden. Jetzt liegen die Katen vor der Flut geschützt, wenn auch ein bißchen feucht auf quelligem Grund. Nur das Gehöft der dritten Hufe liegt am Weg nach Althagen, und der Acker steigt in drei großen Stufen herab zum Ufer. Ganz unten in der Wiese, die dort ansteht, blänkert ein kleiner Kolk. Die alte Kate ist in der Sturmnacht zusammengestürzt. An den unheimlichen Mann, der dort hauste, erinnert heute nichts als der Name des Wasserlochs: „Hassen-Kolk“.

Der Heidenpriester

An einem Maiabend des Jahres 1834 ging der Propst Jakobus Jansenius langsam in dem weiten, niedrigen Raum seines Amtszimmers in Fredericia auf und ab. Auf seinem Schreibpult, an dem er gearbeitet hatte, lagen zwei Briefe, ein großer und ein kleiner. Jedesmal, wenn der Propst entlang den hohen Aktenschränken an sein Schreibpult herantrat und sein Blick auf die beiden Briefe fiel, ging ein grimmiges Lächeln um seinen scharfgeschnittenen Mund. Die beiden Blätter, die dort lagen, noch in der Kniffung, wie er sie aus dem Umschlag herausgezogen hatte, erschienen in der Dämmerung des weiten Raumes wie zwei Kampfhähne, die sich gegeneinander aufrichteten. Und also geartet war auch ihr Inhalt. Der eine, der unterzeichnet war mit „Ein Freund der Kirche und des christlichen Glaubens“, enthielt eine grimmige Anklage gegen den Pfarrer von Heidwieß, Andreas Jespersen, wegen unchristlicher Lehre, die Aberglauben und allerhand finsternes Heidentum in seinem abgelegenen Fischerdorf an der jütischen Küste dulde und großziehe, also, daß man ihn in der ganzen Gegend den „Heidenpriester“ schelte. Der andere, unterschrieben mit Christine Hansen, Diakonissin zu Kopenhagen, pries ebendenselben Prediger als einen von Gottes Geist erfüllten Seelsorger, in dem Geist

und Wort des Herrn über die Massen stark und eindringlich seien, und wünschte seine Berufung an eine Kirche der Hauptstadt.

Der Propst war zornig. Das hing aber eigentlich nicht zusammen mit der Anklage, die gegen den Pfarrherrn seines Sprengels erhoben war, sondern das hatte seinen Grund darin, daß er selber ein leise schlechtes Gewissen hatte. Er erinnerte sich des hochgeschossenen, blassen Kandidaten Jespersen sehr gut. Fünfzehn Jahre war es her, da hatte er vor ihm gestanden mit einem besonders guten Zeugnis der theologischen Fakultät Kopenhagen und mit einer warmen Empfehlung der alten Gräfin Hall, die dem ihr befreundeten Propst nahelegte, den vielversprechenden, jungen Prediger an einer der Kirchen in Kopenhagen unterzubringen. Jemande seltsame Laune aber hatte Jakobus Jansenius veranlaßt, den schüchternen, jungen Theologen in das abgelegene, jütische Fischerdorf zu verbannen. Vielleicht nur, weil er seine alte Freundin ein wenig hatte ärgern wollen, denn sie galt als Pietistin, wohingegen er es liebte, den vernünftigen, aufgeklärten Theologen zu spielen. Vielleicht auch, weil er in dem jungen Kandidaten etwas wie geistlichen Hochmut zu wittern glaubte. Es hatte nur auf ganz kurze Zeit sein sollen. Dann aber war es ihm passiert, daß er ihn einfach vergessen hatte. Er hatte auch nie wieder etwas Besonderes von dem Pfarrer in Heidwieß gehört, bis ihm vor einer Woche fast gleichzeitig die

beiden vorliegenden Schreiben auf den Tisch ge-
flattert kamen. Der Propst haßte jegliche überflüssige
Aktenschreiberei. Auch war er mißtrauisch, und da
er nun doch einmal auf einer Visitationsreise in die
Nähe des einsamen Heidedorfes gekommen war, so
beschloß er, ohne Anmeldung kurzerhand den beschul-
digten Pfarrer in seiner Gemeinde zu visitieren. Troß
dieses Entschlusses, steckte er beide Schreiben in die
weite Tasche seines Rockes und bestellte für den
nächsten Tag, den Sonnabend vor Pfingsten, seinen
Reisewagen, um sich mit eigenen Augen und Ohren
von dem Zustand der Dinge in Heidewiek zu überzeugen.

Nun stand es aber so, daß er sich ein falsches Bild
gemacht hatte von der Entfernung des Dorfes und
von dem Zustand der Wege in jener einsamen Moor-
und Dünenlandschaft. Er fuhr den ganzen Tag auf
sandigen Wegen und holprigen Pfaden durch Heide
und Moor. Es war ein heller, warmer Frühlingst-
tag. Der Propst, der selber eines Bauern Sohn war,
wenn er auch nicht gern von seiner Herkunft sprach,
freute sich an dem hohen, klaren Himmelsgewölbe,
das über dem flachen, maiengrünen Lande stand.
Gegen Mittag aber begannen ihn seine Knochen zu
schmerzen von dem Holpern und Stuckern auf den
schlechten Wegen. Als die Sonne sank, trieb von
der Küste her ein dichter Nebel herüber. Es wurde
empfindlich kalt. Die Sterne im Osten hinter ihm
flackerten eine Zeitlang hoch im Blau. Dann loschen
sie aus. Es begann zu regnen. Die Dunkelheit kam.

Der Kutscher hatte sich verfahren. Und als der Propst endlich in dem Dorfe ankam, lag alles in Schweigen, und erst nach längerer Zeit gelang es, den Wirt herauszuklopfen, und ein Nachtquartier wurde in aller Eile für den geistlichen Herrn hergerichtet. Jakobus Jansenius schlief wenig in dieser Nacht, obgleich er müde und erschöpft war, und erwachte am nächsten Morgen lange vor Sonnenaufgang. Im Hause schien noch alles ruhig. So kleidete er sich an und ging hinüber in die Gaststube. Mit großer Verwunderung aber bemerkte er, daß das Dorf selber bereits sehr lebendig war. Ein wunderliches Treiben spielte sich vor der Herberge ab. An dem Bauernhause, das gegenüber lag, hatte man in einen der starken Eichenständer ein Loch gebohrt. Ihm gegenüber einen ebensolchen Pfosten eingerammt und in beide ein mächtiges Holzrad auf einer hölzernen Achse eingehängt, das an den Enden mit Stroh und Berg umwunden war. Schweigend standen ringsum die gesamten Männer des Dorfes. Schweigend, aber mit Anstrengung aller Kräfte, waren ein paar junge Burschen dabei, das Rad zu drehen, schnell und immer schneller, bis das Ende in dem einen Pfostenloch zu schwälen und zu rauchen begann und rote Funken aufsprühten, die nach einiger Zeit Stroh und Berg in Brand setzten. Dann trug man weiteres Stroh herbei, schichtete es quer über die Straße, setzte es in Brand und trieb das gesamte Vieh des Dorfes durch die züngelnden Flammen. Der Propst

rieb sich die Augen: Ei, da sollte doch! Das war ja ein Notfeuer, ein abscheulicher, heidnischer Brauch, mit dem man das Vieh gegen Krankheit und Seuche zu schützen pflegte. Als das gesamte Vieh durchgetrieben war, traten die Männer hinzu, und jeder nahm von der Glut eine Schaufel voll in einem Topfscherben mit nach Hause, an dem, das wußte der Propst sehr gut, nunmehr das Hausfeuer selber entzündet wurde. Und jetzt! Jakobus Jansenius wollte seinen Augen nicht trauen — — — der hochgewachsene, hellblonde Mann, der sich jetzt bückte und bedachtsam die Glut in einer irdenen Schüssel davontrug, das war doch — das war doch wahrhaftig der Prediger Andreas Jespersen selber! Am liebsten wäre ihm der Propst nachgegangen und hätte ihn gleich ob solchen unchristlichen Tuns zur Rede gestellt. Aber nicht doch! Er würde jetzt, sobald die Glocken klangen, zu ihm in die Kirche gehen und sich seinen Gottesdienst anhören. Indes er schon in seinem Innern in Gedanken die Strafpredigt hielt, mit der er ihn verweisen wollte, trat die Haustochter in die Thür. Sie stuchte ein wenig, als sie sah, daß der Gast bereits auf war. Dann aber grüßte sie ihn freundlich, steckte rings an die Wände der Krugstube die taufrischen Maienbüsche, lief hurtig in die Küche und bereitete die Frühstück. Es dauerte nicht lange, da saß der Propst an dem weißgeschauerten Tannentisch vor der dampfenden Schüssel mit Hafergrütze, den hartgekochten Eiern in Salz und der Schüssel

mit den siebenerlei Kräutern, wie man sie in jedem jütischen Bauernhause am Pfingstmorgen zu speisen pflegt, um gegen alle Seuchen und Suchten des Jahres gefeit zu sein. Eigentlich wollte der Propst die Schüssel zurückschieben, erschien doch auch sie ihm als ein halbwegs abergläubischer Brauch. Aber die Kräuter dufteten so lieblich, daß er zugriff, sie auf das schwarze Landbrot mit Butter und Quark streute und zu verspeisen begann. Dabei wanderten seine Gedanken weit zurück auf den heimischen Hof in der Gegend von Tondern. Er sah sich als halbwüchsigen Jungen früh am Pfingstmorgen die Kräuter sammeln und sie seiner Großmutter in die Küche bringen. Und plötzlich wurde seine mächtige, kluge Stirn kraus von einem verhaltenen Lächeln. Er rieb sich die Nase, denn ihm fiel ein, daß er selber als Junge das Rad des Notfeuers in heiligem Eifer mitgedreht hatte. „Immerhin, immerhin!“ murmelte er vor sich her. „Aber du warst damals doch kein Pfarrer!“ Nein, Pfarrer war er nicht gewesen, wohl aber Student der Theologie! Das Notfeuer zu zünden hatte er, der Kandidat der Gottesgelehrsamkeit, mitgeholfen aus Liebe zu seiner Mutter, die als schlichte Bäuerin fest an diesen alten Brauch glaubte. Der Propst sah durch die Fensterscheiben auf die Dorfstraße, wo die kleine Fischergemeinde sich zum Kirchgang fertig machte, Frauen und Mädchen in Tracht, die Männer in ihren Friesröcken. Der Himmel war hell, die Schwalben schossen

im lichten Blau. Und horch! Jetzt begannen die Kirchenglocken zu gehen. Jakobus Jansenius stand vom Tisch auf, sein Groll und sein Ärger waren verflogen. „Einerlei“, sagte er zu sich, „es ist doch einmal lustig, Pfingsten auf dem Dorfe zu verleben, anstatt in dem langweiligen Oddensee.“ Dann aber straffte sich sein Mund. Freilich, mit dem Pfarrer Andreas Jespersen würde er ein gar ernstes Wörtlein zu reden haben.

Und nun saß der Propst in der kleinen Dorfkirche, ein wenig abseits, hinter einem der dicken Pfeiler. Der Gesang hatte aufgehört. Der Prediger stand auf der Kanzel. Er verlas die Pfingstgeschichte, und dann begann er zu sprechen, ganz schlicht, ganz einfach, mit Worten und Redewendungen, die seiner Gemeinde geläufig waren. Und doch ging ein seltsamer Zauber von ihm aus, wie er breitschultrig und in gesammelter Kraft dort auf der Kanzel stand, die großen, dunkelblauen Augen ein wenig emporgerichtet, als ob er über den Chor der Orgel weg das schaute, von dem er sprach. Und aus den Heiligen des Evangeliums, der Schar der Jünger, wurde eine Gemeinde, wie sie das kleine Gotteshaus erfüllte. Die Landschaft des fernen Palästina verwandelte sich in die jütländische Heide, und alles wurde wie hier und heute. Petrus erschien wie ein alter, ehrwürdiger Fischerältester, und dem Propsten war zumut, als ob er einen Friesrock trüge und Krempstiefel wie die ernstesten, hochgewachsenen Männer, die die eine

Hälfte des Schiffes füllten. „Von einem Feuer, meine Lieben, erzählt uns der Evangelist. Von einem Feuer, das Gott der Herr anzündete in den Herzen der Menschen, und das seit jenem Tage nicht aufhört zu brennen in vielen Flammen, soweit Christenvolk lebt. Auch ihr habt heute morgen ein Feuer angezündet von sonderlicher Art, nach altem Brauch, der hineinreicht in die graue Heidenzeit. Es mag wohl sein, daß uns der eine oder der andere ob dieses Tuns schilt, dieweil er meint, daß es ein Aberglaube und Heidentum sei. Dem ist aber nicht so. Freilich, für unsere Altvorderen war dies Feuer ein Zauber. Für uns indessen, denen Gott das liebe Evangelium geschenkt hat, ist dieses Pfingstfeuer nur ein Symbolum, das ist ein Gleichnis, in dem wir unseres Schöpfers Wirken und Walten in der ganzen Natur erkennen und verehren, in dem wir spüren, daß das Element wie alles Kreatürliche von Gott durchglüht ist, ihm dient und ihn preist, wie denn das Bibelwort sagt: Er machet seine Boten zu Winden und seine Diener zu Feuerflammen. In der hell lodernden Flamme erblicken wir ein Abbild des lebendigen Wirkens des ewigen Gottes. Wie das irdische Feuer die dumpfe und tote Materie verzehrt, alle Krankheitskeime vernichtet, Licht und Wärme spendet, so ergreift der Feuergeist des Allmächtigen die trägen Menschenherzen, daß sie aufflammen, seine Werke tun und Zeugnis davon geben, daß Gottes Wirken nicht unser Denken ergreift,

sondern unsere Herzen, sie verzehrt und umschafft, daß wir Thaten tun, die unsern Gott preisen. Nicht heilig ist uns das Element, aber ehrwürdig, weil es Gottes Kleid ist, weil Licht und Wärme ein Abglanz sind der ewig wirkenden Schöpfermacht des Allmächtigen. Von einem tapferen Menschen sagen wir, daß er einen feurigen Mut habe, und unser Heiland selber spricht: Ich bin gekommen, ein Feuer anzuzünden auf Erden.

Wie an jenem Tage der Pfingsten der Heilige Geist Gottes sichtbar wurde in den Flammen, die über den Häuptern seiner bis dahin verzagten Apostel aufleuchteten, und ihre Herzen mit Kraft und Freude füllte, so laßet auch eure Herzen durchglüht werden, auf daß sie geschickt werden zum Kampf gegen alles, was träge und sündig ist, daß sie entbrennen in der rechten brüderlichen Liebe zueinander, die wir eine Gemeinde sind, einmütig beieinander."

Dem Propst Jakobus Jansenius erging es gar wunderlich bei dieser Predigt. Als Richter war er gekommen, gesonnen, zu ermahnen und zu strafen. Als törichten Aberglauben hatte er etwas verdammt, dem der Pfarrer eine tiefe und fromme Deutung gegeben hatte auf Gott hin. Fürwahr, Andreas Jespersen war für seine jütländischen Fischer und Moorbauern der rechte Prediger nach dem Wort des Apostels: „Ich bin den Griechen ein Grieche und den Juden ein Jude geworden.“ In leiser Beschämung befragte sich der Propst, was wohl er mit

all seiner theologischen Gelehrsamkeit diesen Menschen hätte bieten können, daß er so an ihre Herzen rührte wie der Prediger, der nun am Altar stand, zwischen grünen Maienbüschen, und die Gemeinde segnete.

Die Orgel verklang, die Kirche wurde langsam leer, der alte Propst saß noch immer in seinem Stuhl. Irgend etwas aus der Erinnerung an seine Jugend, da er als Bauernjunge in seinem heimatlichen Dorfe aufwuchs, war in ihm lebendig geworden und sein Herz brannte. Da schrak er auf. Vor ihm stand der Pfarrer. Auf seinem Gesicht stand ein helles Leuchten. „Fröhliche Pfingsten, Herr Propst“, sagte er mit klarer Stimme. Der Alte erhob sich langsam und streckte ihm beide Hände hin. „Der Geist der Pfingsten war stark in Euch, Andreas Jespersen. Die Predigt, die Ihr hieltet, hat Eurem alten Propst wohlgetan.“ Sie gingen hinaus in den sonnenhellen Pfingsttag. Die Schwalben schossen durchs Blau des Himmels, heller Lerkenssang lag über den Feldern. „Möchtet Ihr fort von hier an eine größere Gemeinde?“ fragte der Propst, als sie eine Weile schweigend gegangen waren. Über des Pfarrers Antlitz glitt ein tiefes Erschrecken. „Nie“, sagte er. „Lasset mich hier bei den Meinen.“ Der Propst nickte gedankenvoll. „Es wäre auch wohl schade. — Einst, Andreas Jespersen, wart Ihr ein großer Theologe. Heut seid Ihr mehr: ein rechter Hirt Eurer Gemeinde. So bleibt denn, was Ihr seid — — — der Heidenpriester.“

Der Schatz der Dufour

Der alte Jean Dufour war der erste Uhrmacher und Goldschmied, der sich in Doberan niederließ damals, als das Seebad eben zu entstehen begann, noch vor der Franzosenzeit. Er kam eines Tages zugewandert und mietete bei der Witwe Christine Witmaak ein Kämmerchen und einen Raum für seine Werkstatt. Den Sommer über hatte er seinen Stand in den Kaufmannsmagazinen des Kurhauses, die heute längst verschwunden sind. Und er gewann rasch Kundschaft bei den Badegästen, da er nicht nur ganz ausgezeichnet die Uhren reparierte, sondern auch ein Meister war in seinem eigentlichen Fache, der Goldschmiederei. Eine Anzahl von besonders feinen Arbeiten — Ringen und Halsketten — die man heute noch hier und da findet, stammen aus seiner Werkstatt. Daneben aber arbeitete er auch für die Fischer in den Küstendörfern die schönen Bernsteinfassungen und Schmelzarbeiten, die jetzt nur noch ab und an, meist von alten Frauen, getragen werden.

Als er kam, sprach er nur gebrochen deutsch. Er war hochgewachsen, mager, weißhaarig, überaus sorgfältig gekleidet und von verbindlichen Umgangsformen. Schon damals entstanden allerhand merkwürdige Gerüchte über seine Herkunft. Es hieß, er sei eigentlich von Adel, habe wegen seines Glaubens

aus Frankreich fliehen müssen, und seine Uhrmacher- und Goldschmiedekunst, die er früher als Liebhaberei getrieben, nütze er nun, wo er in der Fremde lebe, aus, um seinen Unterhalt zu gewinnen. Bis nach Rostock hin ging sein Ruf, denn er fertigte für unsere Schiffer ganz ausgezeichnete Chronometer an und verstand sich darauf, die damals gebräuchlichen englischen zu reparieren. In den ersten Jahren pflegte er noch zu der reformierten Gemeinde nach Bülow hinüberzureisen, wo er das Abendmahl nahm, denn er war ein frommer Mann und fehlte selten in der Kirche. Als er älter und gebrechlicher wurde, hatte er eine längere Aussprache mit dem Pastor unseres Ortes, der zufolge er als Gast der Gemeinde auch hier das Abendmahl nahm. Es ist ungewiß, ob das Gerücht von einem sagenhaften Schatz, den er besäße und verborgen hielt, schon damals umlief, oder ob es später erst aufsprang, als er während der Franzosenzeit den Besuch eines alten Troupiers bekam. Die beiden Männer haben hinter verschlossenen Türen laut und drohend miteinander geredet. Das einzige Wort, das die Witwe Christine Witmaak hörte und verstand, war das immer wiederholte „Jamais!“ (Niemals!) des Alten. Der Fremde, der unter drohendem Fäusteschütteln die Wohnung des Alten verließ, hat hier im Krüge einen scharfen Trunk getan und dabei mancherlei geredet, was die Leute vielleicht nur halb verstanden. Von einem Schätze des alten Dufour soll damals wirklich gesprochen worden

sein. Zwei Jahre später, als die Reste der Großen Armee aus Rußland zurückgekommen sind, ist dann noch einmal ein französischer Soldat bei dem Alten gewesen. Er hat für ihn eine Botschaft gebracht, von der niemand sonst gehört hat, die aber den Alten schwer erschütterte. Denn als die damals vierzehnjährige Magdalena Witmaak ihm das Abendbrot brachte, hat er still und teilnahmslos in seinem großen Armstuhl gegessen und rotumränderte Augen gehabt, als ob er geweint habe. In den Händen hielt er das kleine silberne Kreuz, das sonst auf einer Konsole über seinem Bette stand. Er sah vor sich hin und hat das Kind kaum beachtet.

Damals, um die Zeit der Freiheitskriege, und auch lange noch nachher, ging es hier im Orte karg und ärmlich zu, soviel Glanz auch im Sommer die Anwesenheit des Hofes und der Badebetrieb über den Flecken ausschüttete. Die Witwe, bei der der alte Uhrmacher wohnte, hatte zu tun, daß sie sich und ihre Kinder durchbrachte. Sie hatte jung geheiratet. Es war ein großes und tiefes Glück gewesen, ihre Ehe mit dem Schiffer Johann Hinrich Witmaak. Aber es war nur kurz. Als sein Schiff in der Jammerbucht scheiterte, war sie fast mittellos. Da zog sie hierher zurück zu ihrer Mutter, von der sie das Häuschen erbte, und brachte sich mit Waschen, Nähen und Feinstickereien mühselig durch. Außer Magdalena waren noch zwei Buben da, die ein Jahr vor dem Tod ihres Mannes geboren wurden. Ob sich die Frau

nun aber ihr Unglück allzusehr zu Herzen genommen hatte oder ob sie bei der Geburt der Zwillinge einen Schaden erlitten, kurzum, sie kränkelte. Und wenn sie sich auch nie unterkriegen ließ und ihre Arbeit tat wie wenige Frauen, so lastete doch auf ihr die bange Sorge, was geschehen solle, wenn sie einmal rasch aus der Welt müsse.

Es war keine leichte Kindheit, die Magdalena durchlebte. Von frühester Jugend an lag die Arbeit in dem kleinen Haushalt zu gutem Teil auf ihren Schultern. Und da sie die einzige war, mit der die Mutter von ihren Sorgen sprechen konnte, nahm sie auch an ihnen teil und wurde ihr in älteren Jahren fast wie eine Schwester. Sie war ihr auch äußerlich ähnlich. Hoch aufgeschossen, blond, mit ein wenig eckigen Bewegungen war sie weder schön noch häßlich. Nur die großen, dunkelblauen Augen verliehen ihrem Gesicht etwas Besonderes. Im übrigen war sie von einer stillen, gleichmäßigen Heiterkeit und mütterlich besorgt um die Zwillinge, die recht eigentlich unter ihren Händen groß wurden. Auch stand sie, wenn auch scheu und nachdenklich, mit beiden Weinen in der Welt, verstand es, auf dem Markt zu handeln und um den Pfennig zu feilschen, und die Arbeit im Hause ging ihr flink, wenn auch ohne Hast, von den Händen. Sie half der Mutter, die mit den Jahren hinfälliger wurde, bei den feinen Nadelarbeiten, stickte und klöppelte und war stolz, wenn sie einen besonderen Preis für ihre Arbeiten

erlösen konnte. Sie war eine fleißige Schülerin gewesen, hatte gelernt, was man auf der Schule zu lernen pflegt. Aber gelesen wurde in unseren Bürgerhäusern in jener Zeit nicht viel mehr als Bibel und Gesangbuch. Da war es denn der Umgang mit Papa Dufour, der ihren Lebenskreis weitete und vertiefte. Der alte Franzose wandte ihr bald seine ganze Neigung zu. Wenn er tagsüber mit der Lupe im Auge hinter Uhren und Chronometern geseffen hatte, so war er des Abends müde. Und doch mochte er seine stille Stunde, wo er in der Bibel und im Gesangbuch las, nicht entbehren. So holte er sich das Kind und ließ sich vorlesen. Wenn die Arbeit im Hause drängte, so schoß er wohl ein, daß man ein Mädchen nehmen konnte, aber am Spätnachmittag und abends mußte Magdalena für ihn da sein. Sie lernte von ihm ein paar Brocken Französisch, und darüber hinaus lernte sie französisch lesen. So saßen sie denn zusammen in dem kleinen Stübchen, in dem der Tisch mit den Instrumenten verhängt war, und das Kind las dem Greis aus seiner alten, französischen Bibel vor oder späterhin, als er der deutschen Sprache ganz mächtig wurde, auch aus dem Gesangbuch. Und ganz langsam entstand zwischen ihnen eine Freundschaft eigener Art. Nur ihr erzählte er von seinem Leben. Zuerst von der fremden Welt in der fernen Hauptstadt, und dann brockenweise sein eigenes, schweres Schicksal. Das Gerede der Leute stimmte. Er hatte seines

Glaubens wegen die Heimat verlassen. In dem Lande, in dem soviel von Toleranz und Humanität gesprochen wurde, war doch der Evangelische vogelfrei. So hatte es geschehen können, daß der Goldschmied auf die Bastille geschickt wurde, weil er es wagte, eine hohe Forderung bei einem vornehmen Herrn einzutreiben. Und als er zurückkam, nach Monaten, da war sein Haus leer. Irgendwie hatte man es herausgebracht, daß er Hugenotte war. Da hatte man die Verwandtschaft seiner Frau — fanatische Katholiken — gegen ihn mobil gemacht. Mit Drohungen unmenschlicher Art bewog man seine Frau, den Gatten zu verlassen. Ihre Ehe wurde für ungültig erklärt und der Knabe in eine katholische Klosterschule geschickt. Die Frau überlebte die Trennung von ihrem Gatten nicht lange. Gewissensbisse hatten sie zerrissen, und als sie starb, folgte ihr die Tochter, ein kleines Mädchen von vier Jahren, bald nach. Jean Dufour aber, der vergeblich gegen die nichtswürdige Intrigue raste und sich in seinem brennenden Schmerz weiter vorwagte, als es ein kleiner Bürger in jener Zeit durfte, wurde zur Galeere verurteilt. Es war ihm gelungen zu fliehen. Vielleicht, daß der vornehme Erpresser diese letzte Niedertracht auszuüben sich scheute. Genug, seine Überwachung war gelockert und seine Flucht nach Holland glückte. Nicht einmal im Ernst verfolgt hatte man ihn. So war es gekommen, daß sein Haar weiß und sein Rücken gebeugt war, daß

er der alte Dufour hieß, lange, ehe es die Jahre waren, die den Schnee auf seinen Scheitel gestreut hatten.

Diese Schicksale, mit denen er ganz langsam und erst spät herauskam, ließen Magdalena die Welt anders, tiefer, abgründiger ansehen, als es ein junges Mädchen in unserer Stadt in der ruhigen Geborgenheit eines evangelischen Landes wohl sonst tat. Und etwas anderes bewirkte die Freundschaft mit dem Alten: alles dies, was er erlebt hatte, erlitt er um seines Glaubens willen. Das Symbol dieses seines Glaubens aber war das kleine, silberne Kreuz, das über seinem Bette auf der schmalen Wandkonsole stand. Die Worte der Bibel und des Katechismus, der dunkle Klang unserer Kirchenlieder erschienen dem Kinde durchleuchtet von einem Licht aus einer verborgenen Welt, in die sie hineinzuhorchen begann, je älter sie wurde.

Nun darf man aber nicht glauben, daß Jean Dufour irgendwie ein Kopfhänger gewesen und dem Kinde jenes etwas weinerliche Christentum der Konventikel anerzogen hätte. Er war ein fröhlicher Südfranzose von trockenem, kaustischen Wiß, und er war ein tapferer Mann, der sich dieser schönen Welt freute. In den letzten Jahren ihres Zusammenseins nahm die Heiterkeit der Seele eher zu. Gerne scherzte er mit ihr und mit den beiden Buben, die sich zu ein paar rechten Rangen entwickelten. Und seine Fröhlichkeit ward lebendiger, er konnte abgeben, als

die Sorge um die Zukunft der Kinder die Witwe immer schwerer bedrückte.

Damals hat der alte Goldschmied die Kosten des kleinen Haushalts zum guten Teil aus seiner Tasche bestritten. Er hieß Magdalena ernst und eindringlich, der Mutter nichts von seiner Hilfe zu erzählen, sondern zu ihm direkt zu kommen, wenn es an irgend etwas fehlen würde. Und das war nicht das einzige Geheimnis, das den Alten mit dem Mädchen verband. Es gab noch ein anderes, sonderliches. Irgendwann einmal hatte Magdalena in einer Dämmerstunde von dem gesprochen, was man im Orte sich von dem alten Goldschmied erzählte, von dem Schatz der Dufour. Über das runzelige Gesicht des Greises war ein seltsames Lächeln gegangen, und zum größten Erstaunen des Mädchens hatte er nur leise genickt und dann sehr ernst gesagt: „Ja, Töchterlein, die Leute haben nicht unrecht. Ich besitze einen Schatz.“ Sein Blick war lange und versonnen nach dem Kreuz hinübergewandert, ein tiefer Schmerzenszug grub sich um seinen schmalen Mund, und dann fuhr er fort: „Mein Sohn hat ihn einmal von mir verlangt.“ Magdalena starrte ihn mit weitgeöffneten Augen an. Der Alte nickte wieder und sagte: „Das war jener Reiter, der anno 1812 mich aufsuchte. Aber er wußte nicht um das Geheimnis des Kreuzes. Vor Borodino ist er gefallen. Du aber, Töchterlein, sollst eines Tages den Schatz der Dufour haben, wenn ich von hinnen gehe, dort

jenes Kreuz. Und dann wirst du um sein Geheimnis wissen.“

In den letzten Jahren hatte Magdalena nicht mehr soviel Zeit übrig gehabt wie früher. Die Mutter kränkelte, das kleine Geschäft ging zurück. Das kam hauptsächlich dadurch, daß gegenüber von ihnen ein kleiner Laden entstanden war, der einem entfernten Verwandten der Mutter gehörte. Der Vetter war ein noch jugendlicher Mann und hatte doch das Haus voller Kinder. Dazu kam, daß seine Frau viel krank war. So hatte es sich begeben, daß die Mutter mehr und mehr sich auf ihre Stickerien und auf die Feinplättereie beschränkte und zumeist die Näharbeiten für das Geschäft ihres Verwandten übernahm. Dadurch war zwar kein größerer Ausfall entstanden, aber es machte sich nun doch mehr und mehr, daß Magdalena auch im Haushalt ihres Veters mit nach dem Rechten sah. Und als die Frau anfang, bettlägerig zu werden, führte sie häufig für ganze Wochen drüben den Haushalt. Schließlich war es ja gleichgültig, wie der Lebensunterhalt verdient wurde.

Trotz der vermehrten Arbeit blühte das Kind auf. Aus dem ein wenig eckigen Backfisch wurde ein schönes Mädchen. Die Kinder hingen an ihr, so daß die Zwillinge fast eifersüchtig wurden. Mit ihren Altersgefährtinnen hatte sie wenig Umgang. Dazu war ihr Tag auch viel zu besetzt. In den unmittelbaren Nachbarhäusern waren keine Altersgenossen. Nur mit der Familie des Apothekers gab es einen

lockeren Zusammenhang. Damals war die Apotheke noch nicht am Kamp, sondern in dem etwas zurückliegenden Hause am Alexandrinenplatz. Dahinter war ein Garten, und hier war zuerst über den Zaun weg so etwas wie eine Freundschaft entstanden. In den Ferien waren die beiden Söhne des Apothekers, die in Rostock die alte Stadtschule besuchten, zu Hause. Sie kamen auch wohl im Sommer ab und an einmal mit ein paar Freunden herüber, und dann gab es abends in dem alten Garten mit seinem Fliedergebüsch und Jasminsträuchern ein fröhliches Haschen.

Dort war es, wo sie Justus Menge kennenlernte. Er war der Neffe des Apothekers, damals ein hochaufgeschossener, schüchterner Junge, der bei seinen Vettern die Sommerferien verbrachte, um ihre recht mangelhaften Kenntnisse im Lateinischen und Griechischen aufzubügeln. Er studierte Medizin und stand nicht weit vor seinem Staatsexamen. Sein Vater war früh gestorben, und seine Mutter hatte es sich blutsauer werden lassen, ihm zum Studium zu verhelfen. Wegen seiner Schüchternheit wurde er von seinen lustigen Vassen ein wenig gehänselt und aufgezo-gen. Das waren lebenslustige Dinger, die in der leichtsinnigen Sommerresidenz frühzeitig sich als junge Damen fühlten und dieses Bewußtsein auch nach außen hin zur Schau trugen. So mag es gekommen sein, daß sich der lange Junge an die gleichmäßig freundliche, stille Magdalena anschloß. Wenn sie am

Abend in ihrem Gärtchen, das von dem der Nachbarsleute nur durch einen niedrigen Zaun getrennt war, jätete und goß, fand er sich bei ihr ein. Gutmütig, wie er war, half er ihr Wasser tragen. Und da er sich in dem vornehmen Hause seines Onkels wohl oft etwas bedrückt fühlen mochte, erzählte er in seiner sinnigen Art von seinem Daheim, seiner Mutter und seinen kleinen Schwestern. Am Sonntag, wenn im Englischen Garten Feuerwerk war und das junge Volk sich unter die elegante Gesellschaft, die dort promenierte, mischte, ging er am liebsten mit Magdalena. Und seine Kusinen waren es zufrieden, hatten sie doch ihre eigenen Kavaliere und waren froh, wenn der langbeinige Vetter nicht den Aufpaffer machte.

Wer weiß um die Geheimnisse des menschlichen Herzens? Für jeden Außenstehenden war es ein kindliches Spiel, ein leises, zartes Erwachen des Blutes. Im Schicksal dieser Menschen aber hatten sich, ohne daß sie es ahnten, zwei Ringe einer Kette ineinander geschlungen. Wir Menschen von der Wasserkante sind verschlossen und scheu, am scheuesten aber in dem, was uns zutiefst bewegt. Zwischen den beiden Kindern gab es kein Getändel, keine Geständnisse. Glück genug für Magdalena, an seiner Seite zu gehen, heimlich sich zu freuen auf den Abend, wo er am Gartenzaun stehen und mit seiner lieben Stimme ein freundliches Wort über ihren Fleiß sagen würde. Glück war auch das Geheimnis, daß

kein anderer um das wußte, was die beiden verband, daß man — jeder für sich — einen Traum hatte von einer leuchtenden, warmen Helle irgendwann in der Zukunft, der man entgegenging.

Als auf den Feldern ringsum das Korn reifte, kam der Abschied. Magdalena erschraf, als an einem dieser Abende Justus nach einem langen, beklommenen Schweigen sagte: „Nächsten Samstag muß ich wieder fort, Magdalena.“ All ihr Blut trat ihr ins Herz. Aber dann fügte er leise hinzu: „Und nächstes Jahr komme ich wieder.“ „Ja“, entgegnete sie leise, „nächstes Jahr!“ Von diesem Tage an war ihr Zusammensein von einer verhaltenen Traurigkeit überschattet und machte beide immer schweigsamer. Dann kam der letzte Abend. Die Sonne war untergegangen, es wurde dämmerig. Es schlug neun. Langsam kamen die Töne durch die klare Abendluft. „Ich muß fort“, sagte das Mädchen, ohne sich zu rühren. Justus griff in seine Tasche. „Ich wollte dir noch etwas geben — zum Angedenken!“ Es war ein Blatt aus buntem Lackpapier. In die Ecken waren gepresste Blumen geklebt, in die Mitte ein Herz. Dahinein hatte er mit seiner feinen, klaren Schrift geschrieben: Min Hart und Din Hart, dat sall sin ein Hart! „Wie gut du bist!“ Sie fuhr sich mit der Schürze über die Augen. Er nahm ihre Hand in seine beiden. „Vergiß mich nicht, Magdalena!“ Sie sah ihn mit feuchten Augen an. „Nie, Justus!“ Sie barg den Kopf an seiner Brust.

Er küßte sie. „Leb wohl, Magdalena.“ „Leb wohl, Justus!“

Der Herbst war grau und verhangen. Dann fiel Kälte ein, es stürmte, aber der Schnee blieb aus. Magdalena hatte mehr Ruhe und konnte sich Papa Dufour mehr widmen. Und das war gut. Der Alte wurde immer hinfälliger. Er ging nicht mehr aus, sondern saß an seinem Arbeitstisch und schaffte an einem Werk, über dem er alles andere vergaß. Seine Reparaturen mußten zurückstehen, er hämmerte und trieb eine goldene Halskette, die vorne breit auslief. Ein Glied nach dem andern wurde fertig, aber es fehlte in allen Gliedern der Stein. Die Fassung, die ihn tragen sollte, war zurückgebogen, aber die Höhlung blieb leer. Bald nach Allerseelen war die Arbeit fertig. In den letzten Tagen hatte der Goldschmied immer hastiger geschafft, als ob er fürchtete, nicht fertigzuwerden. Nachts hörte Magdalena ihn oft husten. Sie trug Sorge um ihn, denn er aß kaum noch und wurde immer magerer. Sie bat ihn, nicht in die Kirche zu gehen, denn es war kalt und zugig in dem hohen Raum. Aber der Alte ließ sich nicht halten. Als er heimkam, war er ganz verklämt und konnte gar nicht warm werden. Am nächsten Morgen mußte er das Bett hüten. Er sah still vor sich hin und hatte Mühe beim Atmen. Nachmittags holte Magdalena den Arzt. Der erschrak und schalt den Alten. „Ihr habt es auf der Brust, Papa Dufour. Ihr müßt ganz still zu Bett liegen. Daß Ihr keine

Torheiten macht und etwa versucht aufzustehen!“ Draußen sagte er zu Magdalena: „Es ist Lungenentzündung. Pflege ihn gut, daß er bei Kräften bleibt. Wir wollen hoffen, daß wir ihn durchkriegen, aber es sieht böse aus!“ Nun kamen zwei schlimme Tage, wo das Fieber stieg. Der Alte begann zu phantasieren. Selten nur war er klar. Dann mußte ihm Magdalena aus seiner Bibel vorlesen. Er wurde aber immer schwächer, und am Samstag merkte sie, daß es mit ihm zu Ende ging. Und auch der Alte mochte spüren, daß er nun scheiden müsse. Er lag ganz hochgebettet und legte den Kopf unruhig hin und her. Zwischendurch sprach er in seiner Muttersprache leise und schnell, so daß Magdalena ihn nicht verstehen konnte. Plötzlich schlug er die Augen auf und versuchte, sich aufzurichten. „Du sollst das Kreuz haben, Töchterlein, den Schatz der Dufour. Und das Geheimnis . . .“ Dann sank er wieder zurück. Das Fieber kam mit erneuter Gewalt. Abermals begann er, französisch zu reden, er gestikuliert mit den Händen, aber seine Augen waren halb geschlossen. Dann lag er einen Augenblick still. Als er sich wieder aufrichtete, waren seine Augen klar. „Das Geld deinen Brüdern, das Kreuz für dich, Magdalena“, sagte er deutlich vernehmbar. Ein erlösendes Lächeln ging über sein runzliges Gesicht: „Nun weißt du um das Geheimnis, nun ist alles gut.“ Dann legte er sich zurück und sein Atem schloß langsam ein.

Drei Tage darauf wurde er begraben. In seinem Nachlaß fand sich sein Testament, in dem er der Witwe Witmaak „für die an mir täglich bewiesene Treue“ seinen Hausrat vermachte, den beiden Knaben sein Geld und „meinem Töchterlein Magdalena das silberne Kreuz und die goldene Kette, die ich für sie gearbeitet habe.“ Von einem Schatz war in dem Testament keine Rede.

Der Winter, der nun folgte, war milde. Es regnete. Wochenlang war der Himmel trüb verhangen. Ein richtiger Sterbewinter für die Alten und Lebensschwachen. Magdalenas Mutter, die sich in den letzten beiden Jahren ein wenig erholt hatte, begann wieder zu kränkeln. Und jetzt fehlte die stille Hilfe des alten Goldschmiedes, es fehlte die Einnahme aus der Miete. Aber Magdalena kam wenig zur Besinnung. Lange Wochen mußte sie drüben beim Vetter den Haushalt führen, und bald wurde es offenbar, daß es mit dessen Frau zu Ende ging. Sie hatte schon lange gelegen, und ohne eigentlich krank zu sein, wurde sie schwächer und immer schwächer. Sie dämmerte still für sich weg. Selten durften die Kinder in ihr Zimmer, und waren sie dagewesen, so lag die Mutter hinterher mit dem Gesicht nach der Wand und weinte lautlos vor sich hin. Magdalenas Mutter war viel bei der Kranken. Der Wille hielt ihren gebrechlichen Körper aufrecht. Es war, als ob das Leiden an sie selbst nicht herankam, solange sie andere betreute. Der Vetter hatte im Geschäft zu tun. Er war an

sich ein fröhlicher Mann, aber das Elend in seinem Hause machte ihn müde und still. Wenn es zu dämmern begann, saß er im Lehnstuhl am Ofen, hatte die Hände vor sich in den Schoß gelegt und grübelte vor sich hin. Magdalena, die niemanden mehr hatte, dem sie die Lieder des Gesangbuches vorlesen konnte, sang die alten Weisen, indes ihre fleißigen Hände in der Küche ihr Werk taten. Der Better hörte wohl zu, sah durch das kleine Fenster in der Thür aus dem dämmernden Raume hinüber in die erleuchtete Küche, wo das junge Mädchen den Kindern das Abendbrot richtete, sie wusch und zu Bett brachte, und in ihm stieg mitunter ein dumpfes Verwundern auf, woher das junge Ding die Kraft und die Heiterkeit nahm in all der Trübsal, die sie umgab, und in all der Arbeit, die ihren Tag ausfüllte. Wenn dann Frau Witmaaf, ehe sie heimging, noch auf ein paar Augenblicke zu ihm trat, dann geschah es wohl, daß er mit einem müden Lächeln sagte: „Wenn wir die Magdalena nicht hätten!“ Die Augen der Witwe leuchteten auf. „Ja, Better“, sagte sie und fuhr sich über die Augen, „die hat Courage.“

Bald nach Weihnachten wurde es spürbar, daß das Lebenslicht der Kranken, das nur noch ganz leise gebläuet hatte, am Erlöschen war. Magdalenas Mutter war fast Tag und Nacht um sie beschäftigt. Niemand weiß, was die beiden Frauen in jenen letzten Wochen einander offenbart haben. Aber sie

standen sich wie zwei Schwestern. Eines Tages ließ die Kranke ihren Mann rufen, und als der Better in sein schmales Kontor zurückging, hatte er geweint. Ein paar Tage darauf saßen Magdalena und ihre Mutter vorm Schlafengehen noch ein Weilchen zusammen. Die Mutter zögerte immer wieder mit dem Aufstehen, so müde sie sein mochte, und Magdalena spürte, daß sie irgend etwas auf dem Herzen hatte. Endlich begann sie: „Ich muß mit dir reden, Magdalena, denn ich will nicht, daß du ganz unvorbereitet bist. Mit Anna geht es in den nächsten Tagen zu Ende. Sie bittet dich, daß du morgen vormittag zu ihr kommst, wenn die Kinder in der Schule sind.“ Sie stockte. Eine lähmende Angst legte sich plötzlich auf das Herz des jungen Mädchens. „Sieh einmal, Magda, du bist den Kindern schon fast wie eine Mutter. Du wirst verstehen, daß Annas Sorge immer wieder um ihre Kinder und um ihren Mann geht. Was soll aus ihnen werden, wenn sie auf dem Kirchhof liegt? Und da will sie dich bitten, ob du ihren Kindern nicht ganz Mutter sein willst.“ – So, nun war es heraus. Christine Witmaak hob ihre Augen auf und sah auf ihr Kind. Magdalenas Gesicht leuchtete schneeweiß in der Dämmerung. Kein Laut, kein Wort kam über ihre Lippen. Der Frau stiegen die Tränen in die Augen. Ein langes Schweigen folgte. „Ist es denn so schwer?“ Das Mädchen brachte noch immer kein Wort hervor. Die Mutter schwieg. Endlich sagte sie: „Ich muß dir noch eins

sagen: Wenn Anna unter den Rasen gekommen ist, bin ich dran.“ Sie stöhnte. „Und was soll aus dir, was soll aus meinen Jungen werden?“ Magdalena erhob sich und trat zu der Mutter. Sie wollte etwas sagen, aber plötzlich richtete sich Christine Witmaaf auf, zog sie an sich und strich ihr über das Haar. „Nein, Magdalena, laß. Du sollst nichts sagen vor morgen früh. Und wenn du wirklich nicht kannst, dann brauchst du nicht zu ihr zu gehen.“ Sie lächelte unsagbar müde. „Zwingen will ich dich auch nicht. Gute Nacht, Kind.“

Magdalena stand in ihrer Kammer, einem winzigen schmalen Stübchen unter dem Dach. Der Mond schien ins Fenster und ließ das silberne Kreuz matt aufleuchten. Der Schatz der Dufour! Ein unsagbar bitteres Lächeln spielte um ihre Züge. Ja, Papa Dufour, jetzt könnte ich ihn gebrauchen. Sie nahm das Kreuz in die Hand. Es war leicht, aus ganz dünnem Silberblech gelötet, wohl über einem Holzfurn. „Mein Sohn hat ihn einmal von mir verlangt, aber er wußte nicht um das Geheimnis des Kreuzes.“ Magdalena grübelte. Was hatte der Sterbende doch gesagt? „Nun weißt du um das Geheimnis, Töchterlein. Nun ist alles gut!“ Ach nein, sie wußte nicht um das Geheimnis. Mechanisch spielten ihre Hände mit der Goldkette, in der die Steine fehlten. Höher und höher stieg der Mond. Die kleine Kammer war fast taghell. „Die Leute haben nicht unrecht; ich besitze einen Schatz“, hatte der Alte gesagt. Und plötzlich

war es dem Mädchen, als ob es anfänge, den Alten zu begreifen. Ja, er besaß einen Schatz, einen Schatz, für den das kleine silberne Kreuz nur ein Symbol war. Sie brach an ihrem Bett in die Knie. Ihre Hände hielten noch immer das Kreuz; sie drückte den Kopf in die Kissen, damit niemand ihr Schluchzen hören sollte. „Oh, Justus, wenn ich es dir nur sagen könnte. Was mußt du von mir glauben!“ Und nun ging die rote Welle des Schmerzes durch ihr Herz, als ob es verbrennen müsse. Das junge Blut forderte sein Recht, sie wünschte, sich tot weinen zu können. Aber sie wußte, das Leben würde seinen Gang weitergehen. Und dann hatte sie blickartig eine Vision. Sie sah das Antlitz ihres alten Freundes einen Augenblick ganz deutlich vor sich. Seine dunklen Augen waren voll verstehender Güte auf sie gerichtet und auf das Kreuz in ihren Händen. Sie glaubte, seine Stimme zu hören: „Eines Tages wirst du um das Geheimnis des Kreuzes wissen!“ Sie stand auf, sie setzte das Kreuz an seinen Platz und legte sich schlafen. Das Bett war kühl und tief, als ob sie in eine Schneewehe fiele. — — —

Als das Trauerjahr vergangen war, heiratete Magdalena Witmaak den Witwer Christian Witmaak und zog in sein Haus. Wenige Wochen später begrub sie ihre Mutter. Justus Menge kam in diesem Sommer nicht nach Doberan. Bald nach seinem Examen war er an einem hitzigen Nervenfieber erkrankt. Nach seiner Gesundung ging er zu seiner

Erholung an Bord eines Schiffes, das nach Batavia segelte. Dort trat er in die Dienste der Holländischen Kompanie, und es vergingen Jahrzehnte, ehe er den Fuß wieder auf heimatliche Erde setzte.

Die jungen Menschen in unserer Heimat sterben nicht an gebrochenem Herzen. Das geschieht nur in den Liedern, die das Volk singt.

Als Magdalena dem Wunsch ihrer Mutter folgte und den Kindern ihres Veters die Mutter zu ersetzen versprach, da wäre es ihr wie ein Betrug an der Sterbenden vorgekommen, wenn sie diese ihre Zusage nur mit dem Munde und nicht mit dem Herzen gegeben hätte. Was braucht eine Schar mütterloser Waisen nötiger als alles andere? Liebe und Sonnenschein! Hätte sie den Kindern nicht eine fröhliche Mutter sein können, so wäre sie ihnen überhaupt keine rechte Mutter gewesen.

Und doch ging mit dem jungen Mädchen in eben diesen Wochen eine Veränderung vor. Unser Volk vergißt nicht leicht; und Magdalena hat Justus Menge nie vergessen können und nie vergessen wollen. Als sie das Opfer auf sich nahm, da war sie sich bewußt, daß hinfürder in ihrem Leben etwas fehlen würde. Sie wußte, daß sie etwas dahingegeben hatte, für das es nie einen Ersatz gab. Aber damit hatte sie eins abgelegt: die Furcht vor dem, was das Leben jetzt noch bringen mochte.

Es gab bei den Nachbarn allerhand Gerede, als der Witwer Christian Witmaak das blutjunge Mädchen in sein Haus führte. Die einen fanden es klug und fürsorglich, daß ihre Mutter ihre und ihrer Brüder Zukunft sichergestellt hatte. Die anderen bemitleideten das arme Ding, das so jung schon ein ganzes Nest voller Kinder und den viel älteren Gatten zu betreuen hatte.

Magdalena bewies, daß sie das Mitleid der Menschen nicht brauchte. Und die Fürsorglichkeit ihrer Mutter? Sie lächelte ein wenig melancholisch, wenn sie ihrer Mutter gedachte. Die kam aus bitterer Armut. Und es ist nun einmal so, daß der arme nicht ahnt, daß der Wohlhabende, den er beneidet, vielleicht gar nicht soviel reicher ist als er selber, daß seine Sorgen vielleicht schwerer sind. Sie gehen, ohne daß irgendeiner es ahnt, unmittelbar um die Existenz. Für Magdalenas Mutter war der Better, der das — wie ihr dünkte — große Geschäft hatte, der wohlhabende, ja der reiche Verwandte gewesen. In Wirklichkeit hatte Christian Witmaak schwer zu kämpfen. Das bare Geld war in der Zeit nach dem großen Kriege knapp. Die Badesaison, in der früher viel umgesetzt war, warf nicht mehr den Gewinn ab wie einst. Und was aus der Stadt und mehr und mehr aus der Umgegend bei ihm kaufte, das waren oft säumige Zahler und schlechte Kunden. Und kannte er auch nicht die Sorge der Armen um das tägliche Brot, so kannte er doch nur zu gut das Sichhängen

darum, ob die Gelder für die übernommenen Waren, die Zinsen für die Schuldscheine rechtzeitig eingingen.

Magdalena war ihren Kindern eine gute Mutter. Das wurde ihr vergolten durch die Liebe, mit der sie alle, ihre beiden Brüder eingeschlossen, an ihr hingen. Ihr selbst blieben Kinder versagt. Ihr Mann hätte nicht gedacht, daß über die Sorgen des Hausstandes hinaus seine Frau bald auch in den kleinen Geschäftsbetrieb mit fester Hand eingreifen und seine Räte und dunklen Stunden, die er ihr am liebsten verhehlt hätte, teilen würde. Er war ein guter Mann. Und wäre es nach ihm gegangen, so hätte sie von dem, was ihn drückte, nichts erfahren. Er war ein wenig zu weich. Es wurde ihm schwer, nein zu sagen, und er war geneigt, mitunter einen Strich durch die Rechnung zu machen, wenn sein Schuldner so gar wehleidig barmte.

Nun war Magdalena bei aller Gutherzigkeit doch lebensklüger. Sie kannte die Menschen und ihre Lässigkeit. Und sie war es, die zunächst einmal das Ladengeschäft in Ordnung brachte. Es war, als ob die Menschen vor ihren klaren und wissenden Augen eine Scheu empfanden, die Vorgewirtschaft, die sie so gerne betrieben, weiterhin durchzuführen. Und Magdalena war es wiederum, die bald mit Schrecken merkte, wie weit man bei dieser lässigen Handhabung in Gefahr geriet. Sie sorgte dafür, daß die Rückstände — und sei es auch in kleinen Raten — beglichen

wurden, so daß für die Terminzahlungen das Geld jederzeit bereitlag. Langsam kam man aus der Unsicherheit heraus. Die Landkundschaft zog sie mehr und mehr in ihren Bereich. Es war seltsam, aber sie hatte gegen den regen Geschäftsumsatz in der Badesaison immer ein gewisses Mißtrauen. Es war ihr, als ob irgendwie daran etwas Unsolides haften.

Die Witmaaks kamen voran. Man spürte es in der Stadt. Mühe und Arbeit, Sorge und Enttäuschung blieben ihnen nicht erspart. Die Kinder lernten es frühzeitig, mit Hand anzulegen, und sei es nur, daß die Kleinen mit der Mutter den Garten in Ordnung hielten, oder daß die älteren Jungen und Magdalenas Brüder sich um die kleine Ackerwirtschaft bemühten. Dafür hatten sie alle eins, was es damals nicht in jedem Hause gab: die Traulichkeit eines Familienlebens, das in sich selbst ruhte und alle Wärme und Herzlichkeit von der Mutter empfing. Christian Witmaak liebte seine Frau und tat ihr zuliebe, was er ihr von den Augen absehen konnte. Es wurden nicht viele Worte gemacht. Aber wenn er in der Dämmerung durch das kleine Zimmer ging, in dem sie, müde von des Tages Last und Arbeit, im Lehnstuhl saß, dann strich er ihr wohl sacht einmal über das Haar und sagte ihr ein kurzes, gutes Wort. Und wenn sie am Sonntag das Pferd anspannten und gemeinsam über Land fuhren, dann ging von diesem Zusammensein ein

Glanz und eine Wärme aus, die weit in das Leben der Kinder hineinleuchteten.

Etwas Besonderes hatte Magdalena vor anderen Frauen. Sie hatte ein Zimmerchen ganz für sich. Darin standen die Möbel ihrer Mutter. Darin stand auf einer Wandborte das silberne Kreuz ihres alten Freundes. Dort saß die junge Frau mitunter einmal in der Dämmerung, wenn die Hausarbeit beendet und ihre Kinder zu Bette waren. Dann gingen ihre Augen hinüber zu dem Kreuz, und ihr Sinnen fand den Weg zurück in das Gestern. Es hatte eine Zeit gegeben, wo sie nicht ohne Bitterkeit an den Schatz der Dufour denken konnte. Ja, es hatte Stunden gegeben — und wenn es nur Stunden waren —, wo sie gemeint hatte, um das Beste in ihrem Leben betrogen zu sein.

An einem dieser Nachmittage war ihr eingefallen, daß sie sich um das Grab ihres alten Freundes lange nicht gekümmert hatte. Da ging sie in der Dämmerung hinaus, um die versäumte Pflicht nachzuholen. Sie war tief beschämt, als sie den Grabhügel sauber gepflegt und mit Efeu umgrünt vorfand. Das war das Werk ihrer Brüder, wie sie von dem Friedhofswärter erfuhr. Um das Kreuz selber schlangen sich Zweige eines Rosenstrauches. Sie hingen nickend über dem Hügel, und einer von ihnen trug an seiner Spitze drei blaßrote Rosen. Die Frau konnte selbst nicht sagen, warum dies Bild sie so rührte. Lange saß sie auf der kleinen Bank, die Hände ineinandergelegt.

Die Bitterkeit ihres Herzens ebhte ab. Irgendwie hatte sie Trost empfangen. Mit leiser Scham spürte sie, wie wenig Grund sie zu Groll und Verbitterung hatte, wieviel Rosen ihr doch das Leben bot, wenn es auch nur blaßrote waren.

Erst wenn es Dämmerung wird, spürt man, wie hell der Tag gewesen ist. Bisher war es langsam bergauf gegangen. Man hatte gearbeitet, und die Arbeit lohnte sich. Warum sollte das anders werden? Aber irgendwie greifen in unser Schicksal Mächte ein, die außerhalb alles Planens und Rechnens liegen. Magdalenas Brüder wurden eingeseget. Daß der ältere Seemann wurde, war lange klar gewesen. Das Blut seines Vaters steckte in ihm, und von früher Jugend an war all sein Denken um Schiffe und Schifffahrt gegangen. Der jüngere bereitete Magdalena eine Überraschung. Er wurde Goldschmied. Irgendwie mußte etwas von dem alten Vater Dufour auf ihn abgefärbt haben, und sei es nur, daß er das Handwerkszeug von dem Alten geerbt hatte. Er ging nach Rostock in die Lehre. Der Kreis der Familie wurde ein wenig enger. Nur ab und an kamen beide Brüder nach Hause, und die Schwester hatte ihre Freude an der jungen Männlichkeit, die die beiden hochaufgeschossenen Burschen allmählich annahmen.

Dann aber war es, als ob alles den Krebsgang ginge. Das Geschäft stockte. Am Markt war ein neuer Laden eröffnet worden, und wie es eigentlich kam,

war schwer zu sagen; aber langsam zog er mehr und mehr die Kundschaft an sich. Er konnte seine Waren wohlfeiler anbieten, er konnte Kredit geben, er lag bequemer und war nach den damaligen Begriffen weitläufig — man konnte sagen elegant — eingerichtet. Nicht daß das Geschäft der Witmaaks nicht hätte neben der Konkurrenz bestehen können; aber es zeigte sich bald, daß man von dort aus bestrebt war, den Kampf auch mit unlauteren Mitteln zu führen. Das Leben in einer kleinen Stadt wird beherrscht von oft unfaßbaren und unberechenbaren Kleinigkeiten. Irgendein Gerede, irgendein häßliches Wort schneidet dem Nachbarn heimlich, unsichtbar die Ehre ab, schädigt ihn, ohne daß er darum weiß, ohne daß man den Verleumder fassen kann. Der Neid ist gerade unter der Armut groß, und so seltsam es klingen mag, das alte Gerede vom Schatz der Dufour war nicht verstummt; es flackerte wieder auf und schuf den Menschen in dem kleinen Häuschen Neider und Widersacher da, wo sie es oft gar nicht ahnten. Christian Witmaak war diesem Treiben nicht gewachsen, er war zu weich. Und als er das erstemal wieder einen Schuldschein unterschreiben mußte, der an sich belanglos war, packte ihn eine Unsicherheit, und er verlor den Glauben an sich selbst. Magdalena tröstete, so gut sie konnte. Es war auch so, daß von der Landkundschaft der beste Teil ihnen treu blieb. Aber dann kam das Unglück. An einem dunklen Herbstabend brachte man Magdalena ihren Mann

mit einer schweren Verletzung ins Haus. Er war beim Ansträngen von einem Pferd geschlagen worden. Und wenn es auch zuerst so schien, als ob das Unglück nicht groß sei, er erholte sich nie wieder so recht. Er hustete oft Blut aus und wurde schwächer und schwächer. Die Frau mußte für ihn einspringen. Gut, daß sie von Kind auf Arbeit gewohnt war, gut, daß sie die Kinder rechtzeitig an Arbeit gewöhnt hatte. Doch die Last, die auf ihren Schultern lag, wurde immer drückender, immer schwerer. Zugleich aber wurde die tätige Liebe aus dem Kreise der Thren immer spürbarer. Selbst die Kinder versuchten, der Mutter abzunehmen, was sie mit ihren kleinen Händen ihr abnehmen konnten. Selten hatte Magdalena Zeit, vor dem Schlafengehen einen Augenblick in ihrem Zimmer zu sitzen. Dann suchten ihre Augen das kleine, silberne Kreuz. Und hatte sie auch keine Zeit mehr, die Lieder des Gesangbuches zu lesen, durch ihren Sinn zog doch ihr Klang und gab ihrem Herzen Freudigkeit und Kraft.

Christian Witmaak kam zum Liegen. Immer wieder versuchte er zwischendurch aufzustehen. Dann lag er auf dem kleinen, mit schwarzem Wachstuch überzogenen Kanapee, führte Buch und rechnete und rechnete. Dabei trat ihm der Schweiß auf die Stirn. Oft ließ er die Bücher sinken und faltete die Hände. Als es Frühjahr wurde und der harte Ostwind über die Felder ging, spürte er, daß er scheiden müsse. Magdalena konnte tagsüber nicht viel bei ihm sein.

Mitunter nahm ihr der älteste Junge das Ladengeschäft eine Weile ab. Dann saß sie am Bett ihres Mannes, gefaßt und voll tapferer Fröhlichkeit. Mußte sie hinüber in den Laden oder an ihre Tätigkeit in Haus und Hof, so strich sie ihm die Haare aus der Stirn, tröstete ihn mit tapferem Lächeln oder mit einem Vers aus dem Gesangbuch, einem Spruch aus der Bibel. Die waren ihr gegenwärtig und wurden ihr lebendig, denn sie war in eine gute Schule gegangen bei dem alten Goldschmied.

In der grauen Morgenfrühe, in der Christian Witmaak Abschied nahm, fühlte er dankbar nur das eine: das Schicksal seiner Kinder lag in der Hand Magdalenas so sicher, wie es in dieser ewig wechselnden Welt in den Händen einer Frau liegen mag. Der Weg in die Armut würde den Seinen nicht erspart bleiben, aber zu schrecken vermochte er seine tapfere Frau nicht.

Als man ihn zu Grabe trug, ging ein großes Gefolge hinter seinem Sarg. Trotz aller Armut hatte sein Name in der kleinen Stadt einen guten Klang, und aller Augen blickten mit Achtung und heimlicher Bewunderung auf die noch so junge Witwe, die ungebeugt an der Bahre ihres Mannes stand, umgeben von der Schar der schwarzgekleideten Kinder.

Und an diesem Tage geschah etwas, was Magdalena Witmaak in tiefer Erschütterung empfand und

deutete als das Eingreifen der ewigen Macht in ihr Schicksal, damals, als es ganz dunkel um sie war. Zu Füßen des Sarges hatte mitten zwischen den beiden großen Leuchtern das silberne Kreuz gestanden. Als man die Leuchter beiseite rückte, um den Sarg hinauszutragen, wurde das kleine Kreuz auf den niedrigen Ofen der Wohnstube gestellt.

Es begann zu dämmern, als Magdalena mit den Kindern vom Friedhofe heimkam. Sie war gegen die Gepflogenheit mit ihnen hinter dem Sarg gegangen, denn damals folgten die Frauen im allgemeinen nicht zum Friedhof. Als sie in das Zimmer trat, wunderte sie sich, wie stark der Geruch der Wachslichter noch immer in dem Raum hing. Sie waren längst gelöscht. Der Geruch aber wurde immer stärker, und als sie Licht machte, sah sie, daß der weiße Kachelofen ganz von flüssigem Wachs überschwenimt war. Erschreckt hob sie das Kreuz auf, es war federleicht geworden. Und nun bemerkte sie, daß sich das dünne Silberblech an seinem Fußende verbogen hatte und der Strom roten Wachses aus dieser Öffnung herausquoll. Als sie unter die Lampe trat, um zu sehen, was denn geschehen sei, löste sich plötzlich der Fuß des Kreuzes. Er trug eine viereckige Tülle, die in den Grundbalken hineinpafte. Das Kreuz war hohl. Sie drehte die Tülle um. Da fielen vierundzwanzig geschliffene Steine auf den Tisch, feucht überzogen von dem geschmolzenen Wachs, aber hell aufleuchtend im Schein der Lampe. Magdalena mußte sich setzen.

„Der Schatz der Dufour!“ sagte sie tonlos vor sich hin. Und nun begriff sie alles. Das war das Geheimnis des Kreuzes, von dem der alte Goldschmied in seiner seltsamen Redeweise gesprochen hatte. Das war das Vermögen, das der Chronometermacher und Goldschmied Jean Dufour, in diesem Versteck verborgen, über die Grenze gebracht hatte, als er seine Heimat verließ. Das waren die Steine, für die er die Goldkette gearbeitet. Jeder einzelne paßte genau in die Fassung. Es war kein Schatz aus Tausend- und einer Nacht. Aber was sie in Händen hielt, war ein Schmuckstück, so erlesen nach Arbeit und Wert des Gesteins, daß es für das kleine Geschäft einen Kapitalwert abwerfen würde, mit dem sie aller Sorgen enthoben war.

In dieser Nacht hat Magdalena geweint wie damals, als sie als junges Mädchen den blonden Kopf in die Kissen ihres Bettes barg, als sie sich entschloß, das Opfer zu bringen für ihre Brüder und für die Kinder, die drüben in ihrem Zimmer sich in den Schlaf geweint hatten. Wenn sie damals um das Geheimnis des silbernen Kreuzes gewußt hätte, damals, als sie ihr Geschick von dem des Jugendgeliebten löste! „Justus, o Justus, wenn du es wüßtest!“ Und wieder ging die rote Welle des Schmerzes über das Herz der jungen Witwe hin, brennender, viel brennender als einst. Hatte die ewige Nacht nicht mit ihrem Lebensglück ein sinnloses Spiel getrieben? Aber eben, als dieser

Gedanke aus den Tiefen ihres zerquälten Herzens aufsprang, spürte sie — wiederum wie eine Vision — die Blicke ihres alten Freundes mit einem seltsam jenseitigen Lächeln auf sich gerichtet, voll verstehenden Wissens und doch voll Trauer. Sie erhob sich und strich die blonden Haare, in die sich die ersten Silberstreifen zogen, aus der heißen, verweinten Stirn. Ihr Blick haftete an dem Kreuz — lange, sehr lange. Da stand es und hatte sein Geheimnis entschleiert. Mit leisem Schritt ging sie hinüber in die Schlafkammer. Die blonden Köpfe der Kinder, die doch ihre Kinder waren, lagen auf den weißen Kissen, ihr Atem ging still und ruhig. Der Schmerz hatte sich gelöst, sie fühlten sich in der sicheren Hut der Mutter. Und plötzlich überfiel sie das Gefühl einer Scham. Ihr Leben war doch reich gewesen! Und es würde reich bleiben an Freuden und Sorgen. Sie trocknete die Tränen und faltete still die Hände.

Der Schatz der Dufour wurde nicht verkauft. Die kommenden Monate waren schwer und voller Sorgen. Aber ganz langsam bekam das Schifflein, das zu stranden gedroht hatte, wieder Wasser unter den Kiel. Eine jener Zufälligkeiten, die über das Zusammenleben der Menschen in der Kleinstadt so oft entscheiden, gab den Ausschlag. Irgendwie wurde bekannt, daß der Inhaber des Konkurrenzgeschäfts einen Schuldschein des Verstorbenen aufgekauft hatte. Er war töricht genug gewesen, sich dieser seiner Klugheit sogar zu rühmen. Und plötzlich

schlug die Stimmung um. Alle Teilnahme wandte sich der Witwe zu, die so tapfer den Kampf um das Erbe ihrer Kinder aufnahm. Die Besten der alten Kunden kamen wieder zu ihr. Aus den Kreisen der Bauern wurde ihr Geld angeboten, und sie nahm es. Sie wußte ja, sie konnte im Notfall jederzeit ihre Schuld begleichen. Dieser Notfall aber trat nicht ein. Das Geschäft hob sich langsam. Mit viel Mühe und Sorgen kam man aus dem Bereich der Gefahr und der Unsicherheit heraus, glitt hinüber in jene Beschäftigkeit des Lebens, die dem soliden Geschäftsmann und dem Handwerker in jenen Zeiten steigender Wohlhabenheit, in denen Handel und Wandel sich zu heben begann, zuteil wurde.

Als Magdalena ihren beiden Söhnen das Geschäft übergab und wiederum in das Häuschen ihrer Mutter zog, in dessen Erdgeschoß ihr jüngster Bruder sein Uhrmachergeschäft hatte, da nannte man sie heimlich die reiche Frau Witmaak.

Sie war bereits Großmutter, und um ihre Knie spielten blondgelockte Enkelkinder, als ihr letzter Wunsch, den sie heimlich im Herzen trug, in Erfüllung ging. Je älter sie wurde, um so häufiger gingen ihre Gedanken zurück zu dem Mann, den sie nie hatte vergessen können, zu Justus Menge. Immer quälte es sie leise, daß er sie für wankelmütig oder treulos halte. Das Blatt, das er ihr geschenkt, hing in ihrem Stübchen unter Glas und

Rahmen, und in der Dämmerung gingen ihre Blicke oft zu ihm hinüber, und ihre Lippen flüsterten wie einst: Wenn ich es dir doch sagen könnte! Seit Jahren hatte sie nichts mehr von ihm gehört. Er war Schiffsarzt, fern, draußen in der weiten Welt.

Als er an jenem dämmernden Maiabend plötzlich in ihrem Zimmer stand, braungebrannt, mit weißem Haar, da erkannte sie ihn auf den ersten Blick. Die Knie zitterten ihr ein wenig, als sie ihm die Hand reichte. „Du, Justus?“ – „Ja, Magdalena, ich!“ – Die beiden Alten haben lange in der Dämmerung des Zimmers einander gegenübergeessen. Scheu tasteten sich ihre Fragen zurück in das Einst. Aber dann erzählte die Frau ihrem Jugendgeliebten alles. Seine großen, dunkelblauen Augen gingen an ihr vorbei, hinaus zum Fenster in das dämmernde Grün der Gärten, in denen der Flieder blühte wie damals, als ihr Haar blond war. Dann nickte er und sagte leise: „Doch, Magdalena, ich habe um das alles gewußt. Ich habe nie einen Augenblick an dir gezweifelt.“ Ein tiefer Seufzer der Erlösung ging durch den Raum. „Dann ist alles gut, Justus.“

Viele Jahre hindurch gehörte der alte Schiffsarzt Justus Menge hinein in das Stadtbild der kleinen Sommerresidenz. Jeden Nachmittag ging er mit ruhigen Schritten aus seiner Wohnung am Markt über den Kamp, das spanische Rohr unter dem Arm, den Dreispitz – den er als einziger noch trug – auf dem Kopfe, in die Lindenstraße zu seiner

alten Freundin. So regelmäßig, daß die Doberaner ihre Uhr danach hätten stellen können. Dort saßen die beiden Alten, tranken ihre Tasse Tee, legten Patience und plauderten leicht von Heut und Einst oder saßen schweigend beieinander. Auf dem Wandbrett stand neben der alten französischen Bibel das silberne Kreuz und über ihm hing jene Halskette, die Magdalena Witmaak nie getragen: der Schatz der Dufour.

Hoher Besuch

Als im Nordischen Kriege die Dänen bei Gadebusch geschlagen wurden, sang das Volk:

Piep, Dän, piep,
Schonen büßt du quitt,
Dör Wismar heßt du lang lägen,
Bi Gadbusch heßt du Släg krägen — — —

Das stimmte, aber das Singen verging den Mecklenburgern gar bald. Des Zuzugs an fremden Kriegsvölkern war kein Ende, und wie immer, wenn der Feind im Lande ist, trug der Bauer die Hauptlast. Als der Krieg ausgetobt hatte, sah es mancherorts nicht viel besser aus als nach dem Dreißigjährigen Kriege. Und dabei gab es Schandkerle genug, die in dieser allgemeinen Not Riemen schnitten aus dem Fell der Ärmsten und Bedrücktesten, mit Wucher und Schuldscheinen und all dem Elend, das an solchen unsichtbaren Schlingen und Fallen dranhängt.

Der Übelsten einer in der Zabelheide war der Wirt des Sonnenkruges. „Sünnkraug“ sagten die Leute und zwinkerten vieldeutig mit den Augen. Jakob Seinigs Sünden stanken zum Himmel. Er war ein geriebener Hund, schier und glatt nach außen hin, aber er hatte ein Herz wie ein Kieselstein. Das wußte der Weber Jochen Sperling, und so machte er sich

an dem grauen Herbstmorgen schweren Herzens und leeren Magens auf, um bei seinem hartherzigen Gläubiger wieder einmal um Stundung zu bitten. Während der langen Krankheit seiner Frau war er gezwungen gewesen, sich eine geringe Summe Geldes bei dem allmächtigen Krugwirt zu borgen. Die hatte geheckt wie ein Rattenkönig, ob er gleich fleißig war und arbeitete vom grauen Morgen bis in die späte Nacht. Was will aber einer tun, der acht Kinder und eine kranke Frau hat? Er konnte an diesem Morgen kaum seine Grünkohlsuppe herabwürgen. In seiner Tasche klinkerte eine Handvoll dünner Schillinge und Groschen. Das war alles, was er aufzubringen vermochte. Und mit einer dumpfen Verzweiflung nahm er darum einen großen Bolzen Leinwand — das letzte, was ihm gehörte — unter den Arm. Damit wollte er im äußersten Notfall einen Teil seiner Schuld begleichen. Was aber dann aus ihm und den Seinen den Winter über werden sollte, das mochte Gott allein wissen.

Zu derselben Stunde indes, wo sich der Weber verzagt und hungrig auf den Weg machte, brach auch ein anderer auf. Das war der alte Landdrost außer Diensten, den sie im Lande den „Schwarzen Döhren“ nannten. Einer der seltsamsten Menschen seiner Zeit. Er war in Ungnaden aus dem Dienste geschieden. Hatte es doch seinethalben fast einen Krieg mit dem König von Preußen gegeben, dessen Werber in seinem Amt von den erbitterten Bauern halbtot geprügelt

worden waren. Niemand aber konnte herausbringen, wer die Täter gewesen waren. Nicht einmal das Dorf der Schuldigen war festzustellen. Denn als die herzogliche Gerichtskommission erschien, sagten alle Zeugen so aus, daß man deutlich spürte, sie waren von einem sehr geschickten und rechtskundigen Manne beraten. Die preußischen Offiziere aber behandelte der alte Droßt so bramsig, daß sich den herzoglichen Kommissaren die Haare unter der Perücke sträubten. Also verlief die Untersuchung im Sande. Bei einem nun folgenden Zweikampfe schoß der Droßt einen preußischen Rittmeister im ersten Gang durch die Schulter, daß man an seinem Aufkommen zweifelte. Und ob der Herzog nun wollte oder nicht, er mußte seinen Droßt in Ungnade entlassen, denn mit dem Soldatenkönig war nicht gut Kirschen essen.

Seit dieser Zeit saß der schwarze Döhren auf seinem einsamen Gut und wirtschaftete, hielt seine lieben Bauern in strenger Zucht und war ihnen doch ein gerechter Herr. Von Zeit zu Zeit aber kam es über ihn. Dann sattelte er seinen schweren Rappen und ritt über Land, um nach dem Rechten zu sehen. Er hatte seine eigene Art, Gerechtigkeit zu üben. Meist kam er ohne Gerichte aus. Mußte es aber sein, so ging die herzogliche Kammer das Grausen an, wenn seine Klagen und Beschwerden eintrafen. Er war der hartnäckigste Kläger, den es gab, und in dem Maschenwerk der Gesetze zu Hause wie keiner im Lande. Niemand wußte, warum er heute und

hier auftauchte. Auch die Seinen nicht. Mitten aus seiner Wirtschaft heraus trieb es ihn fort, und plötzlich war der Reiter auf dem schwarzen Pferd irgendwo da, oft meilenweit entfernt von seinem Gut, und griff ein, wo ein Unrecht geschehen war. Die wenigsten Menschen wußten, wer er war. Manche hielten ihn für den Gottseibeius selber, und ein abergläubischer Schrecken umgab ihn.

Der Wirt des „Sünnkraugs“ fühlte sich an diesem Mittag ein wenig unbehaglich, obschon der Bolzen Leinwand unter der Tonbank lag und das Geld des Webers in seiner Tasche klimperte. Jakob Seinig liebte es gar nicht, wenn es bei seinen stillen Geschäften zu Lärm und Krach kam. „Alles in Liebe und Güte“, pflegte er zu sagen, wenn er seine Schafe schor. Und je mehr er sie schund, um so öligier und freundlicher war sein Betragen. Und nun mußte es ihm geschehen, daß dieser jammervolle Weber jegliche Fassung verlor, als ihm der Wirt trotz aller Bitten den Bolzen Leinwand für ein Nichts auf die Schuld anrechnete und ihm dann unbarmherzig die aufgelaufene Zinssumme abnahm. Er kriegte einen Weinkrampf, schlug das warme Mittagessen aus, mit geballten Fäusten und am ganzen Leibe zitternd, verfluchte er ihn: Ein jeder Taler solle ihm hinfüro in der Hand brennen wie glühend Eisen, bis daß er all sein Unrecht an Witwen und Waisen bei Heller und Pfennig abgegolten habe. Dann wandte er in die beginnende Dämmerung hinaus und nahm den

Weg unter die Füße zu seiner armseligen Kate, wo sein Weib und seine hungrigen Kinder auf ihn warteten. Jakob Seimig schmeckte das Mittagessen nicht. Mit leise zitternden Händen schenkte er sich ein großes Glas Branntwein ein. Verdammt noch einmal, so etwas war ihm noch niemals passiert! Wie ein verzweifelter Tier war der ängstliche und schüchterne Mann vor ihm aufbegehrt, so, daß man bis in die Krugstube hinein sein gellendes Jammern vernommen hatte.

Dann war er hinausgetorkelt und hatte die Tür hinter sich zugeschlagen, und es mochte einem Angst werden, ob dieses Brack von Mensch nicht unterwegs am Wege liegen blieb, ausgehungert und kümmerlich, wie er war. Und dann würde es Scherereien geben, ganz häßliche Scherereien.

Während der Sonnenwirt derlei erbauliche Gedanken bei sich wälzte, taumelte der Weber müde und stumm die menschenverlassene Landstraße dahin. Ihm graute davor, den Seinen unter die Augen zu treten, und doch fror ihn in dem schneidenden Ostwind, der mit leisem Singen die Sandwolken vor sich herjagte, in die sich je länger je mehr der feine Staubschnee mischte. Auf der Straße hatte ein Pferd das Bein gebrochen. Der Schinder und seine Gesellen waren dabei, es aufzuladen und zur Fronerei zu schaffen. Krächzend stießen immer wieder die Krähen daran vorbei und baumten auf dem kahlen Stangenholz am Wege auf. „Schinder“, dachte Johann

Sperling, „du lieber Gott, das gilt nun als unehrlich. Und gibt es doch viel schlimmere Schinder in der Welt als die armen Kerle, die nichts weiter tun, als was not ist.“ Als er in den Tannenwald einbog, wurde ihm so miserabel, daß er sich einen Augenblick seitwärts vom Weg auf einen Haufen Scheiter setzte, um auszuruhen. Es war überwindig dort. „Nur nicht einschlafen“, sagte er noch vor sich hin, und dann war er weg und wachte erst auf, als eine kräftige Hand ihn schüttelte und eine tiefe, rauhe Stimme sagte: „Ist er ganz des Teufels, Mann?“ Er fuhr empor und bekam einen furchtbaren Schrecken. Es fing schon an, ganz leise dämmerig zu werden. Vor ihm stand ein Reiter in einem langen, dunklen Überwurf und hielt ihm eine Flasche Branntwein an die Lippen. Langsam rappelte er sich zusammen. Der Fremde sah ihn aus dunkel glühenden Augen an. Er mußte aber ein Menschenkenner sein, denn er griff in die Tasche und fragte nur: „Hunger?“ Jochen Sperling nickte. „Mitkommen!“ Mit einiger Mühe kam der Weber auf die Beine, und der Reiter führte ihn abseits an die Grabenborte. Dann holte er Brot und Speck aus seiner Satteltasche, stellte die Branntweinflasche vor ihn und gab ihm zu essen. Wie ein Wolf fiel der Ausgehungerte über das Mahl her. Und wie es nun so kommt: als er ein wenig ruhig wurde, faßte er sich ein Herz und erzählte ihm sein ganzes Elend. Der Fremde hörte schweigend zu, warf ab und an ein paar Fragen ein, und wieder

erschraf der Weber vor den wilden Blicken des Mannes, der schweigend vor sich hinstarrte. Er wunderte sich nicht schlecht, als der mit einer gewissen Hast aufstand, in die Tasche griff und ihm zwei Taler schenkte. „Mach' Er, daß Er nach Hause kommt! Unterwegs in Billenhagen kauf' Er Brot und Mehl, damit Er und die Seinen was in den Leib kriegen! Und nun geb Er acht: Wenn morgen der Krüger zu ihm kommt, so laß Er ihn zappeln, bis er den Schuldschein herausrückt. Versteht Er mich?“ Jochen Sperling starrte ihn an. „Herr!“ stotterte er, „das tut er nicht.“ — „Das tut er! Laß Er das Greinen! Es kommt alles zurecht. Und nun, Trab nach Hause!“ Er hatte schon den Fuß im Bügel, da rief er noch über die Schulter: „Daß Er sich nicht wieder hinhockt! Verstanden?“

Der Schinder mit seinen Gefellen hatte den mageren Rappen eben auf dem Karren. Es dämmerte. Der Nebel hing schwer in der feuchten Abendluft. Das Schneien nahm zu. Da klang ihm dumpfer Hufschlag entgegen. Ein Reiter trabte heran auf einem Rappen in einem dunklen Umhang, mit einer dunklen Kappe. Alles an ihm schien schwarz. Nur die Augen leuchteten in der Dämmerung. „He!“ rief er und zog den Zügel an. „Hau er mir den Vorderfuß von dem Gaul ab!“ Ein Taler flog klingend herüber. Der Schinder und seine Gefellen glokten einander an. „Hurtig!“ rief der Fremde mit einer Stimme, die das Befehlen gewohnt schien.

Der Schinder wußte selbst nicht, warum er so schnell von dem Karren herunterkam, um den Befehl auszuführen. Mit abgezogener Kappe brachte er den Vorderfuß. Der andere ergriff ihn und barg ihn unter dem Mantel. „Daß er mir das Maul hält!“ knurrte jener, „sonst besuche ich ihn auch!“ Und er lachte böse. Dem Schinder lief es kalt den Rücken herunter. Aber ehe er antworten konnte, gab der Reiter dem Pferd die Sporen und war im Nu von der Dämmerung verschlungen. Kopfschüttelnd trat der Frohner an seinen Karren, griff in die Speichen und trieb seinen mageren Gaul an.

Im „Sünnkraug“ war die Gaststube leer. Nur ein paar Fuhrleute saßen bezechet in ihrer Ecke. Sie würfelten. Der lange, schlottrige Kerl mit dem mageren Hals und dem Adamsapfel schlug auf den Tisch. „Hol mich der Satan!“ schrie er. Und dann ergoß sich ein Strom von Flüchen, wie sie nur ein alter Wachtmeister auf Lager hat. Jakob Seimig hatte ein dickes Fell. Aber merkwürdig. An diesem Abend waren ihm die Verwünschungen des Gastes irgendwie unbehaglich. Und fast im selben Augenblick ertönte plötzlich draußen Hufschlag und ein herrischer Ruf. Der Knecht schlurfte hinaus mit einer trübbrennenden Stallaterne. Ein schwerer Schritt ward auf der Diele hörbar. Der Mann, der da kam, hinkte. Es klang fast, als ob er ein Stelzbein habe, das mit Eisen beschlagen war, so hart setzte er den Fuß auf. Die Türe öffnete sich, und auf der Schwelle

stand der Reiter, der vor knapp einer Viertelstunde an dem Schinder vorübergeritten war. Er sprach kein Wort. Er warf nur einen merkwürdigen Blick auf die beiden am Würfelbecher und lächelte höhnisch. Die schwiegen jäh. Dann hinkte er auf den Wirt zu. Der hatte mit einem raschen Blick erkannt, daß er einen Herrn vor sich hatte, und wollte sich katzbuckelnd nach seinen Wünschen erkundigen. Höhnisch lächelnd sah ihn der andere an, daß der Wirt betreten abbrach. Ein drückendes Schweigen entstand. „Jakob Seimig“, sagte er leise und drohend, „ich sehe Euch an, Ihr habt mich erwartet!“ Das runde Gesicht des Krugwirts ward lang und fahl. „Euer Gnaden!“ stammelte er. In den Augen des Gastes stand ein schlimmes Glimmen. Jakob Seimig wollte etwas vorbringen von Nachtkost, aber kaum, daß er angefangen hatte, lächelte der andere wieder so fatal, daß er schwieg. „Ein Zimmer zur Nacht!“ sagte der Reiter, „und morgen früh soll mich der Hausknecht um sechs Uhr wecken.“ — „Um sechs Uhr wecken“, wiederholte der „Sünnenwirt“, indem er sich mit großer Geschwindigkeit mehrfach verbeugte. „Und zur Frühstück, Euer Gnaden?“ — Der andere starrte ihn wiederum an. „Eine Schüssel mit glühenden Kohlen.“ Das flüsterte er nur. Aber es lief doch durch das ganze Zimmer. Er drehte sich auf dem Hacken um und stampfte aus der Thür. Draußen war der Hausknecht in den Flur getreten. Man hörte, wie er dem Fremden mit der Laterne nach oben leuchtete.

Jakob Seimig stand mitten im Zimmer. Er konnte nicht verhindern, daß seine Zähne klapperten. Die Becher am Tisch waren nüchtern geworden. Auf der Treppe hörte man den Schritt des Hausknechtes. Er trat ein und stellte die Laterne auf die Bank an der Thür. Dann ging er an die Tonbank und schenkte sich ein Glas Branntwein ein. „Tritt auf, als ob er einen Pferdefuß hätte“, sagte er und sah tiefsinnig ins Glas. Dem Wirt gab es einen Schlag. Auch er schlurrt zur Tonbank und schenkte sich ein. Dabei fiel sein Blick auf den Bolzen Leinwand. Er hätte viel drum gegeben, wenn der nicht dort gelegen hätte. Aber dann faßte er sich. „Noch 'ne Runde“, rief er mit gemachter Forschheit, „alle ran, ich stifte!“ Die beiden Fuhrleute tauschten einen Blick miteinander. Dann winkten sie ab. „Der Wind läßt nach“, sagte der eine, „ich glaube, wir machen weiter.“ „Ja, ja“, nickte der andere, „wir können noch gut bis Wittenberg kommen.“ „Bleibt hier“, rief der Wirt hastig, und eine Angst klang aus seiner Stimme. „Soll euch nichts kosten. Los, ran, wollen noch einen draufgehen lassen.“ Aber die anderen blieben mürrisch und abweisend. Sie machten ihre Zeche glatt und hatten es eilig, an ihren Wagen zu kommen. Jakob Seimig schudderte es. Er hatte manchen wilden Gast gehabt, manchen, den er lieber gehen sah als kommen, aber keinen wie diesen.

Als am nächsten Morgen die Dielenuhr sechs Schläge schnurrte, stand der Hausknecht verschlafen

und gähnend in der Küche. „Wozu?“ fragte er, als ihm der Wirt die Schüssel mit glühenden Holzkohlen einhändigte. „Weiß nicht“, antwortete der. „Große Herren haben ihre Launen.“ Kasper Drümmel hatte verdammt nicht viel Lust. Aber schließlich, was wollte er machen? Den Kopf mochte es ja auch nicht gleich kosten. Überdies hatte er in der linken Brusttasche einen Himmelsbrief. Mit krummen Knien stieg er die Treppe hinan, die Schüssel mit Kohlen mit beiden Händen vor sich haltend. Er pochte an. Drinnen grunzte etwas. Er drückte mit dem Ellenbogen die Tür auf und schob sich halb rücklings in das Zimmer. Er stellte die Schüssel auf das Ofenblech und wandte sich nach dem Bett um und dann — — — ja, also dann hörte man unten einen gellenden Schrei, ein wahnsinniges Poltern und dann rutschte Kasper Drümmel auf seinem Hinterteil die Treppe herunter. Hinter ihm drein ballerten seine Holzpantoffeln. Die ganze Bescherung fiel Jakob Seimig gerade vor die Füße. „Herr!“ wimmerte der Hausknecht. „Gott im hohen Himmel, der Leibhaftige! Wir haben den Leibhaftigen im Hause! Ach, du lieber Gott, Herr Jesus, Herr Jesus! Was haben meine Augen gesehen!“ Mühsam und stackerig rappelte er sich auf die Beine. „Aus dem Bett guckte — —“ Er glogte den Wirt an. „Was denn?“ feuchte der. „Ein Pferdefuß! Gnittern schwarz!“ Er kriegte das Heulen: „Ich bleib nicht hier! Nein, ich bleib nicht hier! Das kann keiner von mir ver-

langen.“ — Von oben erscholl ein herrischer Ruf:
„Satteln!“

Der schwarze Döhren zog sich in aller Gemütsruhe an. Auf die Schüssel mit glühenden Kohlen legte er ein großes, blankes Talerstück. Er drehte es liebevoll noch einmal um, ehe er sich fertigmachte und den Pferdefuß wiederum sorgfältig unter dem schwarzen Umhang barg. Dann zog er seine derben Reithandschuhe an und ergriff vorsichtig und lose den Taler. Steil aufgerichtet und mit harten Schritten stieg er die Treppe hinab. Draußen in der grauen Dämmerung hielt sein Rappe. Der Wirt hatte ihn am Zügel, denn der Hausknecht war, wie er ging und stand, davon- gelaufen. Jakob Seimig schnatterten die Zähne. Der Gast saß auf und nahm die Zügel kurz. Mit einem höhnischen Blick bannte er den Angstschlotternden und beugte sich tief zu ihm hinab. „Jakob Seimig“, sagte er drohend, „schaff Ordnung in deinem Kram, binnen heut und Allerseelen! Wenn ich dann wieder- kommen muß, geht es dir an den Kragen! Hier das Zehrgeld . . .“ Er drückte dem Wirt den glühenden Taler fest in die Hand. Ein Schenkeldruck, und der Rappe flog von dannen, ein lautes Gebrüll, und der Taler fiel zischend in den Schnee.

Am Nachmittag war Jakob Seimig bei dem Weber Jochen Sperling. Er mußte lange barmen und flehen, bis daß der den Bolzen Leinwand wiedernahm und den Schuldschein obendrein. Bis Allerseelen ist Jakob Seimig noch manchen sauren Gang gegangen.

Ohm Christian

Wir forschen in der Geschichte unserer Vorfahren, und es ergeht uns seltsam. Aus Briefen und Notizen, aus Urkunden und Berichten erwachsen Gestalten und gewinnen Leben.

Zuerst die Unbekümmerten, Lauten, die Starken, wie man so leicht hin sagt. Ihr Tun und Leiden klingt in mündlicher Überlieferung oft noch hinein bis ins Heut, und wir glauben ihren Pulsschlag in dem unsern zu fühlen.

Dann die Stillen, die beiseitestehen. Eine alte Tante – doch irgendwo lesen wir: „sie pflegte unseren Ältesten in seiner schweren Krankheit, als er schon aufgegeben war, und er genas.“ Ein wunderlicher alter Vetter, aber er ist es vielleicht, dem wir es verdanken, daß wir heut noch auf eigener Scholle sitzen.

Und wir spüren es: der Laute ist nicht immer der Starke. In jedes Menschen Leben kommt die Stunde, da er an seinem Werk gemessen wird.

Anno 1806, in der Schlacht bei Jena und Auerstädt, waren die beiden Prebberedes – Vater und Sohn – natürlich dabei. Sie wären eben nicht die Prebberedes gewesen, wenn sie nicht dabei waren, wo es Pulver zu riechen gab und blanke Klingen blitzten. Am Abend zuvor hatte der alte mit ein paar Kameraden

zusammen die halbe Nacht hindurch über der Trommel gewürfelt; aber das machte nichts. Die Attacke, die er am nächsten Morgen ritt, unter den Augen des Obersten Blücher, war so schneidig und klappte so gut wie nur je. An ihm lag es nicht, wenn die große Schlacht verloren ging. Die Attacken der Blücherhusaren waren gut. Auch bei dem schlimmen Rückzug, der nun folgte, hatte er seine Leute fest in der Hand. Der junge wurde mit seiner Eskadron immer wieder eingesetzt, um die Verfolger abzuschütteln, und machte seine Sache so gut, daß er doch noch wieder zum Gros stieß, obgleich der letzte Auftrag, den er erhielt, so etwas wie eine „Himmelsleiter“ gewesen war. Er trug eine bildschöne Schmarre bis in die rechte Augenbraue hinein; aber das störte ihn nicht. Erst als es über die Elbe ging, ins Mecklenburgische, immer gejagt von der feindlichen Meute, wurde den beiden der Humor dünne, und ihre Gedanken begannen, um das einsame Gut zu kreisen, auf dem die Mutter und der alte Ohm allein zurückgeblieben waren mit der Braut des jungen. Das rückte langsam, aber sicher in den Bereich des Krieges, als sie jetzt versuchten, sich nach Westen hin, nach Lübeck zu, durchzuschlagen. So kam es, daß an einem dämmernden Abend in der Halle des Gutshauses vor der Herrin der Reitknecht stand mit jenem Brief, mit dem die Geschichte beginnt.

Frau Dorette von Prebberede war eine resolute Frau, die Tochter des alten Obersten von Arnim und

als Soldatenkind an allerhand gewöhnt. Aber die Aussicht, binnen vierundzwanzig Stunden einer feindlichen Einquartierung entgegenzusehen, war denn doch ein wenig viel. So entlud sich ihre Erregung zuvörderst einmal in einem gewaltigen Schelten, das der Reitknecht in stoischer Ruhe über sich ergehen ließ, wobei er mit vollen Backen kaute und ab und an einen tiefen Schluck aus der Rotweinflasche nahm, die vor ihm stand. Schließlich fühlte sich Jochen Döppe nicht verantwortlich für die Weltgeschichte; an ihm hatte es nicht gelegen, daß die Sache schief gegangen war, und in einer Stunde spätestens sollte er wieder reiten, um zur Eskadron zu stoßen. So nickte er nur ernst und bedächtig, trank seinen Schluck, staute bei, was er beizustauen vermochte, und ließ das Ungewitter über sich ergehen. Gerade als die Gutsfrau von neuem ansetzte, öffnete sich geräuschlos eine Thür, und Ohm Christian trat in die Halle. Lang, mager, ein wenig gebückt, mit eisgrauem Haar und einer schmalen, messerscharfen Nase sah er aus wie ein alter Hexenmeister. Er warf einen verlorenen Blick auf den Reitknecht und nahm mit einem ebenso verlorenen Blick das Schreiben entgegen, das ihm seine Schwägerin unter heftigen Lamentationen überreichte. Er las es durch. In seinem hageren Gesicht zuckte kein Muskel. Er nickte leise vor sich hin, griff mit zerstreutem Blick in eine der vielen Taschen seines abgetragenen Flauschrockes und zog einen Crayon hervor. Er setzte sich an den

Tisch, riß von dem Bogen einen zwei Finger breiten Streifen ab und schrieb dann auf die Rückseite des Briefes die drei Worte: „Is gut, Christian.“ Darauf faltete er das Schriftstück zusammen, nahm Jochen Döppes Tschako und steckte es unter das Schweißleder. „Sag dem Herrn Rittmeister, es ginge in Ordnung, hätt' ich gesagt, und er solle sich munter halten.“ Damit stülpte er ihm den Tschako über den Schädel. „Und dann mach, daß du fortkommst, solange es noch halbwegs hell ist. Willst du einen Schäferschnaps?“ „Sehr!“ sagte der Reitknecht, noch immer mit vollen Backen kauend. Der Alte schlurrtte zu der großen Dielenuhr, griff hinein und brachte eine Flasche zum Vorschein. Er schenkte ein, und der andere stürzte das Glas hinunter. „Das reine Gotteswort!“ sagte er andächtig. Der Alte verforkte die Flasche wieder und schob sie Jochen in die Manteltasche. „Für den Herrn Rittmeister! Und wenn du nur am Korken riechst unterwegs, wird Grabenwasser draus. Verstanden?“ Der Husar zwinkerte unsicher mit den Augen. „Jawohl, Herr.“ Bei ihm Christian wußte man nie, ob er es im Ernst meinte oder nur scherzte. Aber man mußte sich versehen. Der Alte konnte mehr als Brot essen. So stand er denn auf und nahm von der Herrin in Empfang, was sie ihm mitzugeben hatte, salutierte und machte sich von dannen. Bald war das Tanken des Sattels und der Hufschlag des Pferdes in der Dämmerung verklungen.

Als Frau Dorette wieder in die Halle trat und in erneute Proteste ausbrechen wollte, schnitt ihr der Alte mit seiner leisen, ein wenig schleppenden Stimme das Wort ab und legte den Zettel, den er vom Brief abgerissen hatte, auf den Tisch. „Mich dünkt, Frau Schwägerin, wir sollten froh sein, daß sie beide leben. Und im übrigen haben wir unsern Auftrag und keine Zeit zu versäumen.“ Damit deutete er auf das Schreiben. Da stand mit der groben, mächtig ausladenden Schrift des Rittmeisters: „Laß Dhm Christian sorgen, Dorette. Er ist der Klügste von Euch allen, obschon er nicht so aussieht. Christian, birg das Geld und das Familiensilber und sieh zu, wie du das Vieh salviert kriegst.“ Darunter hatte der junge geschrieben, und die Buchstaben seiner kleinen, aufrechten Schrift überstürzten sich fast vor Erregung: „Schütz mir die Annemarie, Dhm, schütz mir die Annemarie!“

Die Schwägerin wollte eben wieder anfangen zu lamentieren. Aber der Alte schnitt ihr mit einer vagen Handbewegung das Wort ab. „Es wird gut sein“, sagte er leise, aber es lag eine merkwürdig zwingende Kraft in seiner Art zu sprechen, „wenn Sie genau tun, was ich sage, dann wird alles gut gehen.“ Er sah sie mit seinen hellblauen Augen verloren an. Die meisten Menschen konnten diesen Blick nicht aushalten. Es war immer so, als ob er durch den Angeredeten hindurchschaue, ohne ihn zu beachten. „Schicken Sie mir den Kutscher Peter

und Hinrich, den Schäfer. Dann packen Sie alles Silber zusammen. Zwei Packen, in dem einen das wertlose, dünne, an dem nichts liegt, in dem andern das alte, gute, gewichtige. Fest eingepackt beides, in Leinen. Das mag mir die Annemarie hernach in mein Zimmer bringen. Wenn es ganz dunkel ist, soll Fritz die alte Kalesche anspannen, mit den Ackerpferden!" Er nickte ein paarmal zerstreut und ging aus dem Zimmer. Zehn Minuten später saß Frau Dorette in ihrem Kabinett und legte nach Anweisung ihres Schwagers das Silberzeug in zwei Waschkörbe auseinander. In seinem Turmzimmer droben aber saß der Alte und war beschäftigt in seiner Weise. Aus dem Schubfach seiner Schatulle nahm er bedächtig Talerstück auf Talerstück und packte sie ebenso bedächtig in einen Rinderdarm, so daß so etwas wie eine Wurst mit silberner Füllung entstand. Schließlich lagen drei prall gestopfte von diesen seltsamen Würsten vor ihm auf dem Tisch und eine kleinere; darin waren Dukaten. Dann holte er aus der Ofenröhre einen kleinen Blechtopf mit Talg und goß die vollgestopften Därme aus, daß die Taler festlagen und gegen Feuchtigkeit geschützt waren. Zur Sicherheit bekamen sie eine zweite Hülle. Da klopfte es. Er schob sie in die Schatulle zurück und klappte den Deckel zu. In der Tür standen der alte Schäfer und der Kutscher und sahen sich mit leisem Gruseln in dem Zimmer um. Sie waren selten einmal hier, für gewöhnlich betrat niemand von dem Gesinde diesen

Raum, ganz gewiß nicht, ohne aufgefordert zu sein. Der Alte drehte sich langsam mit seinem Stuhl herum. Er schlug die langen, mageren Beine übereinander, legte behutsam die Fingerspitzen zusammen und begann in seiner leisen, lässigen Sprechweise die Anordnungen zu geben, wobei sein Blick nur ab und an die beiden vor ihm Stehenden streifte.

„Schäfer, morgen vormittag haben wir das Tafelzeug auf dem Hof. Hör Er zu und zeig Er, daß Er Grüße im Kopf hat. Es darf nicht alles verschwinden, sonst merken sie Mäuse, und das kann uns nicht passen. Wenn sie die mageren Schafe und die mit Purricßen finden, so ist das genug. Wo die anderen bleiben“ — er sah den Alten mit einem leisen Grienien an — „das muß Er besser wissen als ich. Das richtige wird sein, wenn Er es mit seinen beiden Jungen besorgt. Je weniger drum wissen, um so besser.“ Der alte Schäfer nickte still vor sich hin und sagte: „Is recht, Herr.“ Dann wandte sich Christian Prebberede an den Rutscher: „Er ist ein Klügling, Peter. Muß ich ihm noch was erzählen?“ Der Angesprochene grientete. „Geh in Ordnung!“ „Ja, und dann, was die Hauptsache ist: die Frauensleute sollen sich in acht nehmen. Die jungen Dirns sperrt Ihr am besten ein, und das Fräulein schicke ich heute abend noch weg zur Pröpstin.“ „Das wird 'ne schlimme Fahrt, Herr. Denn muß ich wohl gleich anspannen?“ Der Alte erhob sich und trat ans Fenster, als ob er nach

dem Wetter sähe. „Wer soll für die Pferde sorgen? Er bleibt hier! Fritz soll fahren.“ „Herr!“ fuhr der Kutscher auf. „Das werden Sie mir nicht antun! Der Windhund! Und denn das Fräulein?“ Und der alte Schäfer fing an: „Mit Verlaub, Herr, das deucht mir — —“ Der Angeredete drehte sich ganz langsam um. Er sprach noch immer ein wenig schleppend und leise, aber irgendein Drohen lauerte in seinen Worten. „Was ich gesagt hab, hab ich gesagt! Und dabei bleibt es!“ Die beiden Männer vor ihm sahen sich an. Der alte Kutscher war ganz rot vor Erregung, und seine mächtigen Hände fingerten aufgeregt. „Ich bin dreißig Jahre bei den Pferden. Sie werden mir das nicht antun!“ Er schwieg. Der alte Herr sah ihn mit bösen Blicken an. „Ist Er fertig, Peter? Was ich gesagt habe, habe ich gesagt! Es wird genau so gemacht, wie ich anordne! Kein Spierchen anders!“ Und dann ein wenig milder: „Er ist dreißig Jahre auf dem Hof. Ich denke, daß ich mich auf ihn verlassen kann.“ Dann ging er langsam auf die beiden zu und sah ihnen scharf in die Augen. „Oder muß ich kommen und nachsehen?“ Der Kutscher griff sich in den Halsfragen. „Ne, ne, Herr“, sagte er scheu, „ich tu alles, was mir befohlen wird.“ Ihm Christian legte ihm die Hand auf die Schulter: „Das wird auch das beste sein für ihn und — —“ er zog die Augenbrauen hoch und nickte ein paarmal, „für das Fräulein.“ Der Kutscher stierte vor sich hin. „Befehl

vom Herrn Rittmeister“, sagte der Herr kurz, „und nun macht Eure Sache gut!“

Als sich die Tür geschlossen hatte, trat der Alte vor einen mächtigen Eichenschrank, holte aus einer seiner vielen Taschen einen ungefügen Schlüssel und öffnete ihn.

Der Kutscher und der Schäfermeister gingen langsam über den Hof, der schon fast ganz im Dunkeln lag. „Verstehst du das, Bruder?“ sagte der Kutscher nach einer Weile und blieb stehen. Der Schäfer schüttelte den Kopf. „Verstehen kann ich es nicht. Aber tu um Gottes willen, was er sagt. Wenn er das Umgehen kriegt, wird mir immer grausen.“ „Hast du das oft erlebt?“ „So oft! Am hellen Mittag! Ich werd in sein Zimmer gerufen, ich krieg einen Auftrag, ich geh in meinen Stall, quer übern Hof, und wenn ich den aufmache, kommt der Alte aus irgendeiner Ecke, nickt mir verloren zu und geht vorbei. — — — Aber das sage ich dir“, fuhr er fort, „wenn Friß fährt — — — Ich laß Hannes satteln und zweihundert Schritt hinterher reiten. Denn dies geht nicht gut, dies geht mein Tag nicht gut!“ Sie schritten weiter. Nach einer Weile sagte der Schäfer, als ob er einen Gedankengang beharrlich verfolgt habe: „Übrigens, was sein Großvater war, der alte Landdrost, der soll das Umgehen auch gehabt haben.“ Der Kutscher nickte. Er öffnete die Tür zum Stall und trat ein. Und dann prallte er mit einem dumpfen

Schreckenslaut zurück und hätte den alten Schäfer beinahe umgerissen: Über die Futterdiele kam mit seinem gewohnten, schlurrenden Schritt Christian von Prebberede. Er ging mitten zwischen den beiden hindurch, ohne ein Wort zu sagen, und nickte ihnen nur verloren zu.

Als die alte Kalesche vor dem Herrenhause vorfuhr, war es stichdunkel. Es nebelte, und ein leiser Regen schlug hernieder. Trüb brannten die Lichter, und der Kutscher saß dicht verummmt auf dem Boß. Der Ohm sprach mit ihm; Frau Dorette hielt sich grollend im Hintergrunde. „Den Weg weiß er. Er fährt nach Allenshagen und dort den Richtweg durch den Neddeminer Forst, am Steinkreuz vorbei.“ „Den Richtweg durch den Neddeminer Forst“, wiederholte der rothaarige Kutscher. Aber irgendwie klang in seiner Stimme eine gewisse Unsicherheit. „Den Richtweg durch den Neddeminer Forst! Versteht Er mich? Daß er sich nicht untersteht und die alte Landstraße fährt!“ „Jawoll!“ „Dann is gut.“ Der Alte öffnete die Tür, und das Fräulein, in einen schwarzen Mantel gehüllt und dicht verschleiert, trat in den Wagen. „Halt“, rief der Alte, als der Kutscher anfahren wollte, und ging an das Hinterteil der Kalesche. Dort machte er sich zu schaffen. Man hörte das Schließen eines Schlosses. Dann kam er zurück und reichte dem Kutscher einen Schlüssel. „Der gehört in die Tasche im Knieschlag“, sagte er scharf. „Peter hat angespannt“, versuchte sich der Angeredete zu

verteidigen. Aber der Alte schien schlechter Laune. „Abfahren!“ Langsam schaukelte das Gefährt vom Hof und in die dämmernde Nacht.

Fünf Minuten später saß ihm Christian in seinem Turmzimmer und rieb sich leise die Hände. Vor ihm aber stand lachend, noch im dunklen Reisemantel, Annemarie von Gehren. „Es ging ganz leicht, Onkel Christian. Rein in die Kalesche, und gleich durch, auf der andern Seite raus, dann um das Haus herum und die Treppe hoch. Aber nun sag doch um alles in der Welt, was soll dies ganze Theater bedeuten? Die Tante Pröpstin wird nicht schlecht erschrecken, wenn ihr der Fritz den leeren Wagen bringt.“ Der Angeredete rieb sich wieder die Hände und grientete. „Der kommt nie hin. Braucht er auch gar nicht. Er kommt aber auch nicht zurück. Erstens fährt er den Weg nicht am Steinkreuz vorbei, weil er Angst hat. Er wird schon vorher das gnädige Fräulein fragen, ob er nicht die alte Landstraße fahren solle. Und dann wird kein gnädiges Fräulein da sein. Daß er dann umkehrt, das glaube ich nicht. Wir sind den einzigen wirklich schlechten Kerl los, und wenn er weiter zockelt und ein bißchen Glück hat, so nehmen ihn die Franzosen mit, und dann glückliche Reise!“ Das junge Mädchen sah noch immer kopfschüttelnd den Alten an. „Aber wozu das alles? Nun ja, es ist Krieg, aber es sind doch Soldaten!“ — — — Ein langes Schweigen. „Bestien sind es!“ Das war nur geflüstert. „Du kennst die Meute, mit denen der

Graf nebenan die Sauen heßt. Glaub mir, wenn ich wüßte, daß die hinter dir her wären, ich würde mich nicht so sorgen, als dich hier auf dem einsamen Hof zu wissen unter diesen Kriegsvölkern. Schütz mir die Annemarie, Dhm, hat mir Gottfried geschrieben. Der wußte, was dir droht." Das Mädchen schüttelte den Kopf. Sie war ernst geworden. „Ich kann es noch immer nicht fassen.“ Christian von Prebberede starrte düster vor sich hin. „Anno 1758 war ich Student in Erfurt. Ich bin damals viel auf einem benachbarten Gut gewesen. Da war ein junges Mädchen, so alt wie du. Ja. Und dann rückte die französische Armee unter dem Marschall von Sachsen ein.“ Er schwieg. „Ich habe so viel gebeten, daß die Eltern in die Stadt zögen, aber — — — und dann — — — hat man sie in der Elster gefunden.“ „Dhm!“ flüsterte das junge Mädchen. „Ja, Annemarie. Hernach bin ich der geworden, der ich bin. Es traf mich damals wie ein Schlag. Ich wurde sehr krank am Nervenfieber. Als ich zum erstenmal wieder zum Bewußtsein kam, war meine Mutter schon gekommen. Da habe ich das letzte nicht tun können. Nun ist es vielleicht ganz gut, daß noch einer da ist in dieser Zeit. Dann hat es doch einen Sinn gehabt, daß ich am Leben blieb.“ „Ich will alles tun, was Ihr mir gesagt habt. Aber eine Waffe möchte ich haben.“ „Die sollst du bekommen. Aber nun zieh dich um! Komm!“ Er öffnete den schweren Eichenschrank und ließ das junge Mädchen eintreten. Dann schloß er

die Thür seines Zimmers wieder ab und setzte sich vor den Ofen. Nach einer Weile pochte es, und aus der Schrankthür trat ein junger Bursche und sah den Alten lächelnd an. „Was habe ich geweint, als mir nach dem Nervenfieber alle meine Haare ausgingen! Und wie gut paßt es nun, daß ich das kurze Kraushaar trage. Ich hätte sie mir wahrhaftig abschneiden müssen.“

„Ja, man weiß nie im voraus, wozu es gut ist, was man erlebt. Hast du alles gefunden und ist das Zimmer warm, ja? Dann ist es das beste, du legst dich jetzt hin und schläfst. Wir müssen heute nacht noch etwas besorgen. Und eins möchte ich dir gleich sagen“ — er holte aus der Schatulle eine alte Botanisiertrommel — „hierdrin ist deine ganze Mitgift. Es könnte ja sein, daß mir etwas zustieße. Darum sage ich dir, wo das Geld zu finden ist. An der Eude im dritten Kolk vom Hof aus ist das Ufer unter der abgebrochenen Erle auf Armlänge hin hohl. Dort versenke ich die Trommel und lege sie mit zwei Hechthaken fest. Nun weißt du Bescheid.“ Annemarie nickte. „Ihr wolltet mir eine Waffe geben.“ Ihm Christian ging zu seiner Schatulle. Aus einer Schublade zog er einen schmalen Dolch in Silberscheide. „Für alle Fälle! Aber nimm dich in acht, die Schneide soll vergiftet sein. Ich habe ihn in Florenz gekauft.“ „In Florenz? Ihr seid weit gereist.“ Der Alte lächelte melancholisch. „Ja, nach meinem Unglück. Mein Vater meinte, ich sollte wieder Lust kriegen an der Welt. Aber viel genügt

hat es nicht.“ „Gute Nacht, Dhm!“ – „Gute Nacht, Kind! Ich geh nur noch einmal nach draußen.“

An diesem Abend war der Gutshof von einem seltsamen, geheimnisvollen Leben erfüllt. Der Nebel dämpfte jedes Geräusch. So vernahm das Dhr nur Bewegung von Tieren und Menschen, ohne daß man wußte, wo und wie. In den Ställen brannten mattglimmende Laternen. Ab und an ein leiser Zuruf, verhaltener Schritt von Tieren und Menschen. Der Alte wanderte scheinbar ziel- und planlos umher, aber Auge und Dhr nahmen alles auf. Es mochten zwei Stunden vergangen sein, und er wollte sich eben dem dunkel daliegenden Gutshaus wieder nähern, da stuzte er und lauschte. Von ganz weit her erscholl eiliger Hufschlag. Ein Reiter galoppierte im weichen Sandwege. Dhm Christian verharrte regungslos an der Ecke des Pferdestalles. Das Pferd mußte in Schritt gefallen sein. Jetzt führte es der Reiter leise und vorsichtig in die Hintertür des Gebäudes. Er sattelte ab und warf dem Tier eine Decke über. Sein Atem ging schwer, und zwischendurch klang es wie ein leises Schluchzen. „Aha!“ knurrte der Alte vor sich hin. „Peter, der Klügling, hat seinen Jüngsten zur Bedeckung mitgeschickt.“ Er ging mit lautlosen Schritten über die Diele und stand plötzlich vor dem jungen Burschen. Der sackte vor Schreck gegen die Wand und streckte beide Hände abwehrend aus. „Herr, Herr“, keuchte er, „das Unglück, das Unglück!“ „Schrei nicht so!“ zischte ihn

der Alte an, „berichte!“ Der Junge rang nach Atem:
„Er zockelte in einem ebendrächtigen Schritt bis an
den Reddeminer Forst, wo der Richtweg abbiegt. Ich
stand hinter der großen Eiche, ich war vorausgeritten
und wollte sehen, ob er abbiegen würde. Auf einmal
hält er, und dann dreht er sich um und ruft das
gnädige Fräulein an. Er kriegt keine Antwort, er
bindet den Zügel fest, er klettert vom Boock, macht
die Thür auf und da — — — da“ — — — „Da war die
Kutsche leer“, sagt der Alte mit Grabesstimme.
Hannes starrt ihn an, er schluckt und schluckt.
„Weiter!“ „Ja. Die Kutsche war leer. Und da kriegt
er's mit dem Blarren und torfelt hin und her und
schreit: Ich unseliger Mensch! Ich unseliger Mensch!
Indes tret ich hinzu und er jammert: Was soll ich
tun, was soll aus mir werden? Ich kann doch nichts
dafür! Und wir beide untersuchen den Wagen, aber
da ist nichts zu finden. Und ich sag: Denn laß uns
man umkehren. Und er sagt: Gott im hohen Himmel,
wie kann ich mich vor dem Alten sehen lassen. Und
ich red ihm zu. Und dann geht er nach vorn. Und
ich denk, er faßt die Pferde an und will wenden.
Und da“ — — — „hat er sie abgesträngt und nimmt
Reißaus“, vollendet der Alte. Der Bursche starrt
ihn mit weit aufgerissenen Augen an. Der Alte
grinst diabolisch. „Du Narr, ich stand doch hinter
dir!“ Den Jungen schüttelt es. Er ringt nach Atem.
Nach einer Weile beginnt Christian von Prebberede
ganz gemütlich: „Hör zu, Hannes, und paß auf.

Das Fräulein ist in Sicherheit. Von dieser Sache schweigst du gegen jedermann. Nur deinem Vater kannst du sie erzählen. Aber sag ihm, ich hätte erklärt, das Fräulein wär' in Sicherheit, und er brauche sich nicht zu grämen." Dann greift er in die Tasche seines Überrocks und drückt dem jungen Knecht einen Taler in die Hand. „Für den Schreck, und weil du brav gewesen bist. Aber merk dir: Wenn ich meinen Kuchen backe, braucht Ihr keinen Kardamom dazwischen zu rühren. Und nun reib den Braunen ab und dann leg dich schlafen.“

Er wendet sich und geht, nicht in das Haus, sondern durch den Park, hinab an die Eude. Er muß diesen Weg sehr oft gemacht haben. Er stößt trotz der Dunkelheit an keinen Baum. Er tritt in das kieselige, flache Bachbett, das keine Spuren hinterläßt, am dritten Kolk bückt er sich und schiebt etwas unter das Wurzelgeslecht eines Baumes. Darauf schreitet er den gleichen Weg zurück.

Eine halbe Stunde später steht er in seinem Gemach. Er schließt ab und öffnet die Thür des Eichenschrankes. Drinnen hört er eine Bewegung: „Wachst du noch, Mädchen?“ — „Ja. Es ist ein wenig ungewohnt, und nebenan raschelt fortwährend etwas. Sind hier Ratten?“ — „Hat nichts zu sagen! Willst du sehen, was es ist?“ Er geht durch die Schrankthür und steht in einem kleinen, niedrigen Gemach. An den weißgekalkten Wänden hängen Angelruten, Netze, Hechtspeere, kurzum alles, dessen der Leiden-

schaftliche Fischer bedarf. In einer Ecke ist ein niedriger Kanonenofen. Davor steht ein kleiner Amboss, auf dem er seine starken Hechthaken selber schmiedet und seine Speere und Rechen herrichtet. In der Ecke gegenüber, in einem schmalen Feldbett, liegt Annemarie mit aufgestühtem Kopf und blinzelt in die Glut des kleinen Ofens. „Gib acht!“ Er pfeift zwischen den Zähnen. Ein leiser Schritt wird hörbar, wie der einer Rake. Dann kommt durch die Schranktür in dem schlängelnden Gange, der den Tieren eigen ist, ein starker Otter. Als er das junge Mädchen gewahr wird, macht er Männchen und faucht. Der Alte greift ihm ins Nackenfell und nimmt ihn auf den Schoß. Er sitzt auf einem kleinen Hücker vor dem Amboss. „Das ist Murki!“ sagt er und krault das Tier unter der Kehle. „Er tut dir nichts. Er ist nur ein wenig unruhig jetzt, weil es auf Vollmond geht. Aber nun kannst du ruhig schlafen. Ich lege mich auch hin. Sobald es dämmert, wollen wir das Silber bergen.“ Er nickt ihr zu und verläßt die Kammer. In seinem Zimmer angekommen, streift er nur die langen, dünnen Luchstiefel ab, zieht den Rock aus und legt sich auf sein Bett. Mit einem Sprung ist Murki am Fußende und rollt sich ein. Der Alte löscht das Licht, und bald verkünden seine ruhigen Atemzüge, daß er schläft.

Lange vor Hellwerden waren die beiden Bewohner des Turmzimmers aufgebrochen. Als sie zurück-

kehrten, wurde es im Ofen eben grau. Der ganze Gutshof lag noch ruhig da. Für Annemarie war dieser halbnächtliche Gang eine neue Kette von Abenteuern gewesen: die schmale Wendeltreppe, die hinter ihrer Kammer in die Tiefe führte, der niedrige Schacht zu dem Stallgebäude hinüber, die verborgene Tür in der Geschirrkammer. Jetzt saßen sie droben im Zimmer des Alten, das Feuer brannte im Ofen. Die Kleidungsstücke, die in der feuchten Nachtlust klamm geworden waren, trockneten vor den lodernden Flammen. „Also dies das Geheimnis deines Spukens!“ Über das Antlitz des Ohms zog ein seltsam verlorenes Lächeln. „Dies ist ein Teil der alten Burg“, sagte er gedankenvoll. „Du siehst es an den dicken Mauern. Später hat sich mein Großvater auf der Plattform so etwas wie eine Sternwarte gebaut. Er wurde auch ein wenig wunderlich in seinem Alter. Er hat hier in meinem Zimmer gewohnt, und von ihm mag der eingebaute Schrank und die Einrichtung der Kammer stammen. Sie sagen, er habe sich in der Goldmacherkunst versucht.“ Das junge Mädchen schwieg einen Augenblick. „Warum hast du das kleine Bündel mit dem schlechten Silber so nachlässig eingegraben und dann im Park?“ Der Alte lächelte sein Fuchslächeln. „Sie sollen es finden und denken, das wäre das ganze. Sonst schöpfen sie Verdacht. Deshalb hat die Tante auch nur das gute keinen beiseite geschafft. In diesen Tagen wird viel draufgehen.“

Alles kann man nicht retten. Auf die Hauptsache kommt es an. — Und nun leg dich wieder hin. Der Tag wird lang, und heute mußt du viel allein sein.“

Als sie gegangen war, blieb er noch eine Weile sitzen, rauchte seine Tonpfeife und sah in die Flammen. Seine Stirn blieb gefaltet. „Irgend etwas liegt noch in der Luft“, flüsterte er schließlich, „etwas Böses. Ich weiß nur nicht, woher es zieht.“

Am Nachmittag war das Pickett eingerückt. Doch erst am späten Abend hatte Frau Dorette Zeit, einen Augenblick in Ruhe mit ihrem Schwager zu sprechen. Sie war, wie gesagt, eine resolute Frau; aber dies war selbst über ihre Nerven gegangen. Draußen vom Hof hörte man das Gröhlen der Soldaten. Der stille Gutshof war voller Lärm und Unruhe. In den Ställen standen die Pferde der Reiter. Der alte Kutscher ging umher, wie vor den Kopf geschlagen. Die Tagelöhner und die Dienstboten waren verzängstigt. „Gott im hohen Himmel“, sagte die Gutsherrin verstört, „das wollen Soldaten sein?“ Sie dämpfte ihre Stimme. „Marodeure sind es!“ — Der alte Christian lehnte mit dem mageren Rücken am Ofen. „Das kommt bei diesem Volk auf dasselbe heraus. Nur gut, daß zwei Offiziere dabei sind. Sorgen Sie nur für gute Bewirtung, und im übrigen Ruhe und Abwarten. Wir hätten es schlimmer treffen können.“ — „Obendrein verlangen diese Herren, daß wir mit ihnen speisen!“ zischte sie empört. Er nahm die

Tonpfeife aus dem Mund. „Angst vor Gift!“ hohnlachte er. Ihr verschlug es den Atem. „Mein Gott! In was für Zeiten leben wir!“ Er zuckte die Achseln. „Krieg!“ sagte er lakonisch und dann leiser: „Mit den glorreichen Heeren der Großen Nation. — Vergessen Sie nur nicht, daß ich nicht französisch verstehe. Und stellen Sie mich ruhig als leicht vertrottelt hin.“ „Und Annemarie?“ flüsterte sie. Er machte eine vage Handbewegung. „Ist in Sicherheit! Besser nicht fragen.“

In diesem Augenblick pochte es leise an der Tür. Der alte Peter trat ein. Seine Hände flogen. „Herr, bei dem Bauern brennt es! Der Wachtmeister ist vor einer Stunde fortgeritten, der Schwarze, der den Hund hinter sich auf dem Sattel hatte.“ Der Alte nickte düster. „Das ist die schlimmste Kanaille! Schafft nur die jungen Dirns beiseite und keine Gewalttat, Peter! Keine Dummheit!“ Der Kutscher knirschte mit den Zähnen. „Schandvolk, verfluchtes! Alles stöbern sie durch, nichts ist vor ihnen sicher!“ Er schwieg. „Du willst noch etwas sagen — — man raus damit!“ Der Angeredete trat von einem Fuß auf den andern und warf einen scheuen Blick auf die Herrin. „Ja, Herr, es hilft ja nichts. Und wissen müssen Sie es doch. Sie haben die Kiste mit dem Silberzeug im Park ausgegraben!“ Frau Dorette wollte eben in Jammern ausbrechen. Da spürte sie den Blick des Alten mit einem seltsamen Hohnlächeln auf sich gerichtet. So seufzte sie nur und sagte

bekümmert und entrüstet: „Ich werde mich bei den Offizieren beschweren.“ Der Kutscher krachte sich hinter den Ohren. „Lieber nicht, gnä' Frau, die waren es ja eben.“ Ihm Christian nickte gedankenvoll. „Ja, ja! Es geht doll her in der Welt. — Ich sehe noch einmal nach draußen. Das Feuer bei Lormanns macht mir Sorge.“ Als er sich wandte, fragte Frau Dorette: „Waren sie in Ihrem Zimmer auch?“ Der Alte sah sie tiefsinnig an. „Nur in der Tür! Ich hatte eben meine Transtiefel geschmiert; sehr ordentlich sah es bei mir auch nicht aus.“ Er nickte ihr zu und ging mit Peter hinaus.

Draußen auf dem Gange fragte der Kutscher: „Wie lange bleiben sie, Herr?“ — „Das weiß ich nicht.“ — „Gott steh uns bei, dies geht nicht gut. Keine Schürze ist vor ihnen sicher. Wenn bloß der Anna Lormann nichts passiert ist!“ Der Alte blieb stehen und sah ihn scharf an. „Wie meint Er das?“ — „Ich dachte nur. Hannes wollte sie eigentlich in der Moorhütte mit bergen beim Vieh, aber der Vater wollte nicht. Und nun brennt es drüben. Der Wachmeister — — —“ Er schüttelte den Kopf. Ihm Christian biß sich auf die Lippen. „Das beste wäre es gewesen!“

Gerade als sie heraustraten, ritt der Trupp ein. Sie hatten Beute gemacht. Man sah es. Die Packpferde trugen Hausrat, Speckseiten und Schinken. Die Leute schnatterten durcheinander und waren im

Nu von einem Kreis der Daheimgebliebenen umgeben. Das war es aber nicht, was das Antlitz des Alten versteinern machte, sondern das war der Mann, den sie blutüberströmt und schweißtriefend, die gebundenen Hände mit einer Leine am Steigbügel geknotet, vor sich hertrieben. Der Kreis öffnete sich, als Christian von Prebberede ganz langsam und schwer hinzutrat und sich vor den Wachtmeister, der den Trupp geführt hatte, aufpflanzte. Erst versuchte der, ihn frech anzugrinsen. Durch sein gebräuntes Gesicht liefen fünf blutunterlaufene Schmarren, als ob eine Hand darüberhin gekrallt habe. Alle Laster des alten Troupiers waren in dieser knochigen Frage eingeschrieben. Er bleckte sein Raubtiergebiß: „Einen sicheren Raum für den Schuft da! Er hat einen meiner Leute niedergeschlagen.“ – „Weil er meine Tochter angefaßt hat!“ keuchte der Gefangene. Der Wachtmeister hatte die Plempe blank, aber ehe er zuschlagen konnte, stand der Guts herr zwischen ihm und dem Bauern. Er sprach kein Wort. Er sah den Franzosen nur mit leeren Augen an, in die ganz langsam ein böses Glimmen trat. „Hein!“ schrie der Wachtmeister, aber er stieß die Waffe in die Scheide zurück und wollte sich abwenden. Doch es war, als ob der Blick des andern sich an ihm festsaue. Ein Fluch brach von seinen Lippen. „Altes Gespenst!“ schrie er. „Wollen Sie Meldung machen bei dem Herrn Kapitän, Wachtmeister, was bei meinen Bauern sich ereignet hat?“ Er hatte das

Wort „mein“ leicht betont. „Zu spät heut abend, mein Alter!“ hohnlachte der Angeredete. „Morgen Zeit genug! Eine feste, verschließbare Kammer, oder soll ich den Hund an den Baum binden lassen?“ — „Peter, zeig ihm die Radmacherkammer“, warf der Alte über die Schulter hin, drehte sich um und ging ins Haus. Vorher hatte er den Gefangenen noch einmal mit einem raschen Blick gestreift und ihm unmerklich zugenickt. Der Wachtmeister spie einen Fluch hinter ihm her und streckte drei Finger aus: „Ich glaube, er hat den bösen Blick“, schimpfte er, „alter Hexenmeister!“ Kolbenstöße trieben den Bauern vorwärts. In der Radmacherkammer lag in der Ecke ein Haufen Hobelspäne. Darauf brach er zusammen. Draußen schritt ein Posten eintönigen Schrittes auf und ab.

Er wußte nicht, wie lange er gelegen haben mochte, als eine Stimme von der Decke her flüsterte: „Das Schnitzmesser liegt unter den Spänen, Hinrich Tormann, und unter ihnen ist die Klapptür in den Keller. Das Fenster ist auf. Wenn du die Strümpfe über die Schuhe ziehst, hält kein Hund deine Spur.“ Gleichzeitig fiel mit leisem Klapp etwas neben seinem Kopf hernieder, und ein scharfer, öliges Geruch erfüllte den Raum.

Am nächsten Morgen war der Gefangene verschwunden. Er mußte sich irgendwie freigemacht haben und durch den Geschirrkeller entkommen sein. Der Wachtmeister Pierre Rimbeau raste und setzte

seinen großen, grauen Hund auf die Fährte. Der aber freiste zwar hechelnd über die Spur hin, aber er hatte die Nase hoch und konnte offensichtlich keine Witterung nehmen. Die Untersuchung verlief im Sande. Der Wachtmeister bekam sogar etwas wie eine Nase ob seines eigenmächtigen Handelns: Dhm Christian hatte mit den beiden französischen Offizieren einen kräftigen Trunk getan. Der Schnaps, von ihm selbst gebraut, hatte den Herren gemundet. Papa Chrestien hatte seit diesem Abend bei ihnen einen Stein im Brett.

Gleichzeitig aber hatte er an dem Wachtmeister einen heimlichen und gehässigen Feind gewonnen. An jenem Abend, wo er sich für den Bauern einsetzte, war durch seine Maske des vertrottelten Alten, ohne daß er es wollte oder bedacht hatte, etwas von dem Herrentum hindurchgetreten, das tief in ihm verschüttet lag. Mit dem blitzschnellen Instinkt des Gemeinen hatte Pierre Rimbeau begriffen, daß er in ihm einem versteckten Gegner gegenüberstand. Und nun umlauerte er ihn, wo er konnte. Er spürte ihm nach bei seinem scheinbar absichtslosen Umher-schlendern auf dem Hof und dessen nächster Umgebung. Und wo er sich nicht unmittelbar an ihn heften konnte, versuchte er, seinen grauen Hund auf die Fährte zu setzen. Das mißlang zwar, denn Christian Prebberede kannte das alte Wilddiebs-geheimnis der Spurverwitterung, und als er nach einigen Tagen heraus hatte, daß er beschattet wurde,

mußte Hannes in seinen Schuhen bestimmte Gänge machen, die den Verfolger, wenigstens zeitweise, ablenkten. Alle Nachrichten über das in Moor und Bruch geborgene Vieh rapportierten regelmäßig der Rutscher und der Schäfermeister. Der Bauer mit seiner Familie war draußen in der Moorhütte. Solange das Wetter einigermaßen milde blieb, waren die Zustände dort zur Not erträglich.

Nachrichten von draußen aus der Welt kamen kaum, und was man erfuhr, klang verworren und trübe. Einen schwierigen Stand hatte er auch Annemarie gegenüber. Unerträglich dehnten sich dem jungen Mädchen die Tage. Nach Eintritt der Dämmerung erging sie sich mitunter auf der Plattform des Turmes, um wenigstens nicht ganz von frischer Luft abgeschnitten zu sein. Aber all ihren Bitten gegenüber, sie auf seinen Streifen mitzunehmen, blieb der Alte unbittlich. Er hatte ihr alles, was sich zugetragen hatte, erzählt. Er hielt sie auch weiterhin auf dem Laufenden, und doch hatte er nicht den gewünschten Erfolg. Es war nun einmal so: Furcht war den Gehrens fremd. Ihr Vater war bis in sein hohes Alter ein verwagener Reiter gewesen, dem kein Hindernis zu hoch, kein Graben zu breit war. Und das junge Mädchen artete ihm nach. Wer weiß, was geschehen wäre, hätte nicht auch sie ihre Erfahrung machen müssen.

Der Ohm hatte sie vor allem vor dem Hund gewarnt. Stets, wenn er fortging, zog er seinen grauen

Überrock an, und eines Abends füllte er aus einem alten Pulverhorn in seine Tasche ein gelbliches Pulver. Das junge Mädchen saß vor dem Ofen und sah ihm zu. „Was ist das?“ Er lächelte grimmig. „Feingemahlener Pfeffer — — — mit ein bißchen was drin.“ Sie sah ihn fragend an. „Er ist dauernd hinter mir her mit seinem Hund. Es könnte sein, daß er die Bestie einmal auf mich hegt. Eine Handvoll von dem Pulver in Fang und Augen, und der Hund ist erledigt für alle Zeit. Auch ein Mensch, der eine Ladung ins Gesicht bekommt, ist auf Stunden geblendet, und für die nächsten Tage muß er im dunklen Zimmer sitzen, denn es sind Boviststaub und zerriebene Tollkirschenblätter darin.“ — „Gib mir auch davon!“ — „Wozu? Hier bist du geborgen.“ Das Mädchen wiegte den Kopf. „Man kann nie wissen — — und dann, wenn dir einmal etwas zustieße und ich müßte nach draußen.“ Der Alte dachte einen Augenblick nach. Dann reichte er ihr das Horn. „Aber hüt dich, mit dem Finger an dein Auge zu kommen, wenn du es angefaßt hast.“ Annemarie nickte. Er ging zur Tür. Dort wandte er sich noch einmal um: „Ich bin in längstens einer Stunde wieder hier. Ich gehe nur noch einmal zur Sude.“

Zur Sude. Da lag der Fehler im klugen Netzwerk seiner Rechnung. Die Sorge um das verborgene Geld ließ ihn den Weg öfters machen als gut war. Zwar nahm er meist irgendein Fischergerät mit; aber Pierre Rimbeau hatte doch Verdacht geschöpft. Der Alte

hatte irgendein Geheimnis. Welcher Art, das wußte er nicht. Er hielt irgend etwas verborgen. Also lohnte sich das Nachspüren. Immer wieder lief seine Spur hinab zur Eude. Man mußte nur beharrlich sein, dann würde man erfahren, was er dort trieb. Oh, man war nicht umsonst an die fünfzehn Jahre plündernd durch aller Herren Länder gezogen. Vielleicht gelang es doch einmal, einen ganz großen Schlag zu tun. Diesen einsamen und verlassenem Gutshof umwitterte ein Geheimnis. Hein — man hatte mit der Zeit eine Nase für solche Dinge bekommen.

Annemarie von Gehren ward die Zeit an diesem Abend unerträglich lang. Schließlich konnte sie es nicht mehr aushalten. Leise schlüpfte sie auf die Plattform des Turmes. Es war eine klare Mondnacht. Nur nach den Wiesen hin lagen dichte Schleier. Vom Hofe her kamen wie alle Tage die gewohnten Geräusche und Stimmen. Dann schliefen auch die ein. Die Sterne funkelten. Sie sah hinauf. Ihre Gedanken und Sorgen gingen zu ihrem Verlobten. Wo mochte er sein? Plötzlich zuckte eine grellrote Sternschnuppe auf und sank hernieder. Sie erschrak. Der Onkel hätte längst wieder da sein müssen. Sie kehrte ins Zimmer zurück. Aber sie fand auch dort keine Ruhe. Die Ahnung von etwas Bösem überkam sie; die Enge drückte auf sie, und immer stärker stieg in ihr eine lähmende Angst auf. Endlich konnte sie die Stille und das Eingeschlossenensein nicht mehr

ertragen. Sie mußte hinaus, komme, was da wolle. Sie schlüpfte in den leichten, dunklen Mantel mit der Kapuze und öffnete die Tür. Aber noch einmal trat sie zurück und leerte das Horn in ihre Tasche. Wenige Minuten später war sie draußen im Park. Sie hielt sich sorgfältig im Schatten der Bäume immer neben, nie auf den Wegen. Von Zeit zu Zeit blieb sie stehen und lauschte. Wo mochte der Ohm sein? An der Stude? Jedenfalls, denn der Hof lag längst in tiefem Schweigen. Sie ging den wohlbekannten Pfad bis an das dürre Uferrohr. Nirgends etwas zu sehen! Sie war in den Bereich des Nebels gekommen. Alle Geräusche und Stimmen der Nacht erklangen hier gedämpft wie durch einen Schleier. Dann sprang sie eine Unruhe an. Vielleicht war der Ohm auf anderem Wege zurückgekehrt. Vielleicht war er jetzt im Turmzimmer und fand sie nicht vor. Sie hätte doch nicht weggehen sollen! Sie wandte sich um und eilte den Weg, den sie gekommen war, zurück. Und plötzlich schrak sie auf. Von weither ein wilder Zuruf hinter ihr, dann ein Brechen im Schilf, ein Trappeln. Das war ein Hund, der auf ihrer Fährte lag! Doch im gleichen Augenblick waren alle ihre Sinne hellwach gespannt, und blitzschnell erkannte sie ihre Lage. Der Mann war noch fern, der Hund aber mußte sie einholen. Sie wandte sich, sprang zehn Schritte zurück und drückte sich hinter eine Krüppelweide. Ihre linke Hand hielt den Dolchgriff umspannt. Mit der rechten griff sie in die

Tasche. Jetzt sah sie im Mondlicht in wilden Sprünzen das Tier heranheizen. Es hechelte und hatte die Nase dicht auf ihrer Fährte. In dem Augenblick, als es auf sie zuschoß, mußte es von ihr selbst Bitterung bekommen haben. Es hob den Kopf, gab laut, und das nun Folgende vollzog sich in Sekundenschnelle. Mit kräftigem Schwung warf sie der Bestie eine Handvoll Pfeffer in Fang und Lichter. Ein rasendes Aufheulen. Der Hund überschlug sich, steckte winselnd und kläffend den Fang in den Boden. Wiederum ein Zuruf von ferne. Schon hörte sie Schritte. Aber im gleichen Augenblick rannte sie, was sie konnte, dem Hof zu. Wenige Minuten später stand sie atemlos in ihrem Gemach. Sie legte den Mantel ab. Sie wusch sich die Hände. Aber dann war es mit ihrer Fassung aus. Sie setzte sich an den Tisch, barg den Kopf in ihre Arme und weinte bitterlich.

So fand sie der Alte, als er kurze Zeit danach in das Zimmer trat. Sie beichtete ihm alles. Er war bei den beiden Offizieren gewesen und hatte sich nicht losmachen können. Ihm zitterten die Knie, und er wurde blaß wie der Kalk an der Wand. Endlich sagte er: „Gott sei gelobt und gedankt, daß du den Kopf nicht verloren hast. Hättest du es auf einen Wettlauf mit dem Hund ankommen lassen, du wärest rettungslos verloren gewesen. Und wie hätte ich Götz unter die Augen treten sollen? Kind, Kind! Du mußt mir versprechen, nie wieder so etwas zu tun.“ Annemarie nickte. „Niemals, Ohm; es war

grausig!“ Es dauerte geraume Zeit, bis sie sich wieder beruhigt hatte.

Weit später, als ihre ruhigen Atemzüge verkündeten, daß sie in festem Schlummer lag, kam der Alte noch einmal in ihr Zimmer. Er warf einen langen Blick auf das junge Blut, wobei er mit der Hand die Kerze schirmte, daß der helle Schein nicht auf ihr Gesicht fiel. Dann trat er zurück in sein Zimmer und setzte sich vor den Ofen. Er legte Holz auf. Der rote Flammenschein lag auf dem Boden. Er hatte den Kopf in beide Hände gestützt und starrte düster vor sich hin. „Am dritten Kolk“, murmelte er. „Immer wieder am dritten Kolk! Es ist Zeit, daß ein Ende wird! So oder so.“

Der Morgen kam, grau verhangen. Es nebelte. Aber irgendwie war ein Strömen in der Luft. Die Wipfel der Bäume schlugen aneinander, die Äquinoctialstürme gaben ihre Visitenkarte ab. Und kalt war es geworden, bitter kalt. Als der alte Schäfer bei seinem Rundgang Bericht abstattete, war sein Gesicht versorgt, und über seinen dichten Brauen lag eine Wolke. „Herr“, sagte er, „wie soll dies werden? Lange darf es nicht mehr so bleiben. Das Vieh verkommt.“ Der Dhm nickte stumm. Am Morgen war eine Staffette eingetroffen. Ganz leise hatte er gehofft, daß sie den Aufbruch der Truppen bringen würde. Aber nichts war zu spüren. Die Requisitionen und Lieferungen lasteten immer schwerer und drückender.

Die Ställe begannen leer zu werden und die Böden desgleichen. Wenn es so weiterging, hatte man knapp das Saatkorn. Das alles zog ihm durch den Sinn. Und dazu die Sorge um das junge Mädchen, um das Geld. Alles das lag auf seinen Schultern. Der Schäfer trottete stumpf neben ihm her. Endlich begann er wieder: „Ich muß noch eins sagen. Heute nacht ist etwas passiert. Der Wachtmeister, der schwarze Teufel, behauptet, wir hätten seinen Hund geblendet, und nun hat er“ — seine Stimme klang, als ob er losweinen wollte — „nun hat er alle unsere Hunde vor den Kopf geschossen.“ Christian von Prebberede blieb stehen. „Alle unsere Hunde?“ — — — Jetzt weinte der Schäfer wirklich. „Die ganze Koppel! Was wird der Herr Rittmeister sagen?“ — „So“, sagte der Alte. Seine Gedanken liefen wirr durcheinander. Er legte dem Schäfer die Hand auf die Schulter. „Ja“, keuchte der, „mein Wasser! Sieben Jahre habe ich ihn gehabt. Vor meinen Augen! Und denn, Herr, ich bitt Sie um Gottes willen, sehen Sie sich vor. Er hat geschworen, er will Ihnen eine Ladung Schwarzpulver ins Gesicht schießen, daß Sie blind werden wie sein Hund. Und dann hat er geredet vom roten Hahn aufs Dach setzen. Und er bringt es fertig. Dieser Satan bringt alles fertig!“ Christian von Prebberede nickte. Der Schäfermeister hatte recht. Und wenn es im letzten Augenblick des Aufbruchs wäre, Pierre Rimbeau würde seine Rache vollziehen. Ein Licht im Stroh!

Dieser aufkommende Sturm — — — Er zermarterte sich das Gehirn. Was sollte er tun? Wie konnte er diesen letzten Streich parieren?

Ohne daß er es bemerkte, hatte er wiederum rein mechanisch den Weg nach der Eude eingeschlagen. Sie standen am dritten Kolk. Der Nebel wurde stärker. Der Wind war hohl geworden. Im Walde knackte und prasselte es von niedergehendem Fallholz. Und plötzlich wurden des Alten Augen ganz weit. Die rasche Strömung des Wassers war bislang klar gewesen. Jetzt aber trübte sie sich von dichten Schwaden: ein Mensch kam langsamen Schrittes im Bachbett stromabwärts. Christian von Prebberede packte den neben ihm Stehenden mit festem Griff. Sie lehnten mit dem Rücken gegen ein paar Krüppelweiden. Ihre Gestalten rannen in dem dämmerigen Frühlicht mit der Umgebung zusammen. Vorsichtige Schritte kamen näher und näher. Ein Mann ging im Bachbett tiefgebückt. Von Zeit zu Zeit hörte man ein leises Plätschern. Es war der Wachtmeister. In der Hand trug er eine Stange mit einem Haken, mit dem er den unterwaschenen Bachrand abtastete. So eifrig war er bei seinem Tun, daß er keinen Blick auf die Umgebung warf. Dem Ohm traten die Augen aus den Höhlen. Seine Hände sanken schlaff herab. Der Mann kam näher, immer näher. Keine drei Schritt mehr war er von dem Erlenstumpf entfernt, unter dessen Wurzelwerk der Schatz lag. Einen wilden Blick warf der Gutsherr um sich. Einen Stein,

einen Knüttel — — — nichts in Griffesnähe! Der alte Schäfer neben ihm hatte die Lippen fest aufeinandergepreßt. Seine buschigen Brauen lagen ganz tief. Und plötzlich: eine aufzuckende Bewegung, ein dumpfer, klatschender Hieb. Wie ein Klotz sackte der Marodeur in sich zusammen. Die Stange entglitt seinen Händen. Einen Augenblick trudelte er, halb mit den Füßen im Bachbett schleifend, dann faßte ihn die Strömung, begann ihn zu drehen und trieb ihn ab. Rasch, immer rascher. Unterhalb des Kolls wurde das Bachbett schmaler und tiefer. Der Körper schoß dahin, über eine Barre hinweg, und dann mit dem Kopf voran in ein Tief, wo er absackte. Der Oberkörper wurde von einem Strudel ergriffen, unter einen umgesunkenen Erlenstamm gedrückt. Nur die Beine blieben an der Oberfläche und schwappten in der gurgelnden Flut.

Dhm Christian packte mit einem krampfhaften Griff des anderen Arm. „Hinrich, was hast du angerichtet?“ Der Alte knurrte nur wie ein Hund, der im Begriff ist, den Gegner anzuspringen. „Ich habe ihn dahin gebracht, wohin er von Gottes und Rechts wegen gehört, den Schinder!“ — „Sie werden ihn suchen“, keuchte Dhm Christian. „Sie werden ihn finden mit der Schädelswunde, und dann gnade Gott dir und uns!“ — „Schädelswunde?“ Der Schäfer reckte sich und lachte wild. „Das da hinterläßt keine Schädelswunde! Nicht einmal einen Bruch! Kennen Sie nicht das alte Geheimnis?“ Er hielt dem Alten

ein schlauchartiges Etwas hin. Der griff zu. Es war eine mit Sand gefüllte, in Öl gegerbte Althaut. Der Schäfer Hinrich kicherte leise. „Schäferkunst! Wer mit diesem Ding da einen Hieb über den Schädel kriegt, spürt ihn nicht einmal. Er sackt um, er ist weg, als ob ihn der Schlag gerührt habe. Und wenn er aufkommt, keine Wunde, keine Beule, nichts! Er ahnt nicht, was mit ihm geschehen. Nur gut, daß nicht zu viele um das Geheimnis wissen. Möcht sein, der Schlagfluß würde ein wenig zu häufig!“ — „Aber unsere Spur!“ Wieder lachte der Schäfer leise. „Wasser hinterläßt keine Fährten. Wir gehen jetzt den Bach hinab bis zum Schafteich, am Steg an Land, zurück bis zum Hof. Haben sie Hunde? Nein, sie haben keine. Tot! Alle tot bis auf seine Bestie. Und die ist blind und ohne Nase. Für alles übrige wird das sorgen!“ — — — Er machte eine vage Bewegung mit dem Arm. Von Westen her kam ein dumpfes Grollen. Der Gutsherr schüttelte den Kopf. „Ein Herbstgewitter? So spät im Jahr? Bei der Kälte?“ Hinrich Meves grientete. „Der liebe Gott kann's Bescheren nicht lassen“, sagte er mit schwinzgendem Hohn in seiner Stimme, „der ist kein Franzose!“

Eine Viertelstunde später saß Christian von Prebberede gefaßt, wenn auch ein bißchen durcheinander, in seinem Zimmer. Er hielt mit leise zitternden Fingern seine Tonpfeife und überlegte. Dann gab er sich einen Ruck. Aus den tiefsten Tiefen seiner Schatulle

holte er eine vierkantige Flasche und ging in seinem gewohnten, schlürfenden Schritt hinab, wo die beiden französischen Offiziere sich noch am Frühstückstisch räkelten. Draußen goß es mit Mulden. Der Wind wuchtete in schweren Stößen, und ab und an zuckten blendende Blitze hernieder. Er setzte die Flasche auf den Tisch. „Die letzte!“ sagte er mit einem melancholischen Lächeln. Aber dann hielt er mit. Er aß, er trank. Im Ofen bullerte das Feuer. Es wurde ein recht gemüthlicher Vormittag.

Gegen Nachmittag, als der Himmel klar wurde, kam eine zweite Staffette. Und was man seit Tagen ersehnt, plötzlich wurde es Wirklichkeit. Die Truppe brach auf. Beim Alarm fehlte der Wachtmeister. Man suchte und man fand ihn. Offensichtlich vom Blitz erschlagen und in dem flachen Gewässer ertrunken. Armer Pierre Rimbeau! Aber Krieg ist Krieg! Sonderlich beliebt mochte er sich auch nicht gemacht haben. Sein stattlicher Schnappsack mit Beute fand rasch Abnehmer. Als der Abend dämmerte, war der Hof leer.

Die Wochen und Monde kommen und gehen. Sie sind schwer, aber man schurrt hindurch. Eines Tages war der Rittmeister wieder da, zerzaust und fahrtenzmüde. Und Götz kam und es gab eine stille Hochzeit. Die beiden Kriegsgesellen fanden sich, wenn auch nicht so ganz leicht, zurück zu der Tätigkeit des Gutsherrn. Ihm Christian hatte wieder seine Ruhe.

Er wurde alt, uralte. Er erlebte noch die Zeit der Freiheitskriege. Er hielt Annemaries Ältesten, der seinen Namen trug, über die Taufe. Aber fischen mochte er nicht mehr. Die Eude war ihm verleidet. Er ging den Dohnenstieg ab im Herbst, und in den klaren Sommernächten sah er mit seinem Fernrohr nach den Sternen. Und dann kam der Tag, an dem er zum letztenmal umging. Der Kutscher hat es erzählt, später, lange nachher. Er war in der Futterdiele, ganz früh, am Sonntag Lätare. Da hörte er, wie die Tür geöffnet wurde und der Alte mit leise schlurrendem Schritt eintrat. Er ging schon recht stümperig, den Kopf gesenkt. Peter warf einen Blick nach ihm. Und plötzlich richteten sich seine Haare steil zu Berge. Aus der entgegengesetzten Ecke der Diele kam gleich schlurrenden Schrittes, in der gleichen, gebückten Haltung ein zweiter Christian von Prebberede. Der erste ging auf sein Gegenüber zu, als ob ein Mensch auf einen Spiegel zugeht. Jetzt — — — Plötzlich sah der Dhm auf. Und das Spiegelbild sah auch auf. Er stutzte, und dann ging über sein runzliges Gesicht ein seltsam wissendes Lächeln. Sein Gegenüber lächelte in der gleichen, geheimnisvollen Weise. Er richtete sich empor, er griff an seinen Hut, er lüftete ihn, er verbeugte sich langsam, gemessen. Und jede Bewegung machte sein Widerpart mit. Dann drehte sich der Alte um und schritt den Weg zurück, den er gekommen war. Der andere ging gleichen Schrittes zur anderen Seite

der Diele. Und plötzlich war er weg. Christian von Prebberede ward den Kutscher gewahr. Er lächelte verloren, nickte ihm zu und sagte ganz leise: „Nun werde ich nicht wiederkommen, Peter. Nun hat er Ruhe.“ Dem Kutscher ward zumute, er wußte nicht wie. Er wußte auch nicht, warum es ihm feucht in die Augen stieg, als er den Alten sehr langsam und müde über den Hof gehen sah.

Zwei Wochen später, am Sonntag Palmarum, tat der Dhm seine letzte Fahrt — auf den Kirchhof.

Das Notkreuz

Als der Pfarrer Johannes Hardenius auf die Kanzel der kleinen Fischerkirche trat, ging ein leises Erschauern durch die Gemeinde. So weiß wie das Wachs der beiden Altarkerzen leuchtete sein Gesicht aus dem Dämmer der Kanzelnische, und fast wollte es sie bedünken, als ob sein Haar, das weißblond wie das eines Knaben um seine eingefallenen Schläfen stand, von einem grauen Schimmer wie von einem Reif überzogen wäre. Das mochte aber auch daher kommen, daß durch eine Mauerlücke hinter ihm ein Lichtstreif über sein Haupt fiel. Man schrieb das Jahr 1646. Mehr denn einmal waren die Horden des wilden Kriegsvolks plündernd eingebrochen; die kleine Kirche war fast eine Ruine zu nennen. Die Fenster zerschlagen, der Dachstuhl zerschossen, und das Gestühl, aus rohen Brettern zusammengeschlagen, deutete darauf hin, daß man nur notdürftig das Gotteshaus wieder instand gesetzt hatte.

Der Gesang ging zu Ende. Der Pfarrer stand in sich versunken auf der Kanzel. Seine Augen, die wie erloschen tief in den Höhlen lagen, streiften die Männer und Frauen, die in dem schmalen, dunklen Schiff saßen, wie geistesabwesend, und eine lange, drückende Stille entstand. Endlich begann er: „So spricht der Herr: Rufe mich an in der Not, so will

ich dich erretten und du sollst mich preisen.“ Wiederum ging ein Erschauern durch die Zuhörer. Und dann noch einmal die Stimme des Predigers, fast wie ein Flüstern: „Aber nicht mein Wille, sondern dein Wille geschehe. Amen.“ Sie setzten sich, die Männer rechts, die Frauen links. Wieder eine lange Stille, aus der es manchmal bei den Frauen wie ein leises Aufschluchzen erklang. Johannes Hardenius hielt mit den beiden mageren Fäusten den Rand der Kanzel umklammert. „Im Namen des Herrn, Geliebte. Es mag euch wundernehmen, daß ich diesen Text am heutigen Tage unserer Predigt zugrunde lege. Es mag manchem unter euch erscheinen, als ob ich des Gotteswortes spotten wolle oder — — — lästere. Seid ihr doch alle Zeuge, daß ich Gott anrief in meiner Not. Und er half mir nicht. Ihr waret Zeugen, wie das Boot, das mein Knäblein trug, in der jähen Sturmbo, welche die Wogen der salzenen See auf-rührte, kentern mußte und daß es ertrank mit Jens Amman, dem Fischerältesten, ehe daß wir sie bergen konnten. Ihr alle wißt darum, daß mein Weib unter der Last des Jammers zusammenbrach und das Mägdlein, dem sie das Leben gab, mit sich hinabzog ins Grab. Und also stehe ich vor euch als ein Mann, den der Herr geschlagen hat, als ein Baum, dem die Wurzeln abgehauen sind. Und ob ich schon zum Herrn schrie in meiner Not, er hat mein Rufen und Schreien nicht erhört. Wenn ich nun gleich mit dem Propheten sprechen möchte: „Herr, es ist genug! So

nimm nun meine Seele zu Dir!' so bleibt doch sein Wort bestehen: ‚Rufe mich an in der Not, so will ich dich erretten und du sollst mich preisen‘. Ich aber, der ich bin wie Hiob, stehe vor euch, auf daß ich ihm die Ehre gebe und bezeuge, nicht in Worten, denn ich bin ein Mensch, und menschliches Geblüt vermag nicht zu ertragen, was mir widerfuhr, sondern in der Kraft des Glaubens, daß sein Wort dennoch bleibt: ‚Rufe mich an in der Not, so will ich dich erretten und du sollst mich preisen‘. Da unser Herr und Heiland eintrat in sein bitteres Leiden und Sterben, ergriff ihn das Grauen, das alle Kreatur in solchen Stunden anwandelt, und er schrie zum Vater: ‚Herr ist es möglich, so lasse diesen Kelch an mir vorübergehen‘. Und bewies damit, daß er unser Bruder war in der Schwachheit des Leibes. Aber er demütigte sich vor dem ewigen Gott, denn er konnte beten: ‚Nicht mein Wille, sondern Dein Wille geschehe!‘ Uns aber gebührt es, gleich unserm Herrn, das Kreuz auf uns zu nehmen und ihm nachzufolgen.

Es stehen aber die beiden Gottesworte gegeneinander wie zween Gewappnete, die miteinander streiten. Beides müssen wir lernen, müssen lernen, unseres Lebens Glück in Gottes ewige Hand zu legen und dann zu sprechen: ‚Herr, hilf mir!‘ Sollen aber nicht vermeinen, dem allmächtigen Vater mit seiner Verheißung etwas abtrotzen zu können, wie wenn wir sprechen wollten: ‚Nun mußt Du helfen, Herr

Gott, hast Du es doch in Deinem Wort versprochen.
Gott ist kein Notknecht, der dann für uns da ist,
wann wir mit unserem Wiß zu Ende sind. Das
wisset ihr, die ihr die salzene See befahrt und von
denen viele ihr Grab in ihr fanden, obschon Weib
und Kinder für sie zum Herrn schrien. Auch ich habe
es lernen müssen: „Nicht mein Wille, sondern dein
Wille geschehe!“ Und doch bleibet auch der andere
Spruch: „Rufe mich an in der Not, so will ich dich
erretten und du sollst mich preisen.“ Ist aber ein
Geheimnis über ihm. Niemand, denn der allmächtige
Gott weiß um die Stunde der Not, die die
tieffste ist, aus der uns des treuen Gottes Hand
wird erretten. Müssen auch ihr entgegengehen wie
unserer Todesstunde und erkennen des Herrn Weg
erst, wenn sie da ist, die Not, aus der er uns will
erretten. Darum bitten wir ihn um die Kraft, daß
wir sprechen können, nicht nur mit den Lippen,
sondern aus unseres Herzens Grund: „Dein Wille
geschehe!“ Amen.“

Der Prediger schwieg. Der Gesang setzte ein. Das
alte Lied, das an unseren Küsten schon in der katho-
lischen Zeit gesungen wurde: „Mitten wir im Leben
sind von dem Tod umfassen —“. Johannes Hardenius
trat vor den Altar. Er segnete die Gemeinde. Das
Gotteshaus wurde leer. Das Geräusch der Tritte
auf dem Kirchhofe verklang. Langsam, ganz langsam
ging der junge Prediger schleppenden Schrittes hinaus
und trat vor einen frisch aufgeworfenen Grabhügel,

an dessen Kopfsende ein über mannshohes, aus zwei Planken roh gezimmertes Kreuz stand. Er war allein. Kein Laut um ihn. Nur Schwalbenruf und vom Strand her das Rauschen der See. Er wollte niederknien, aber es war, als ob er zusammenbräche. Mit beiden Armen umflammerte er das Kreuz. Und wie ein verzweifelter Schrei brach es aus seinem Munde: „Ich glaube, Herr! Hilf meinem Unglauben!“

Wie ein Entrückter preßte er die scharfen Kanten des Kreuzes an seine Wangen. Es war, als ob die Welle des Leidens alle Sinne verlöschen ließ. Wie ein irres Flüstern rann es immer wieder von seinen Lippen: „Ich glaube, Herr! Hilf meinem Unglauben!“

So kam es, daß er alles um sich her überhörte, das Klappern der Bretter, die angstvolle Hände mit den Holzhämmern bearbeiteten, das unterdrückte Rufen, das durch das kleine Fischerdorf ging, den Hall der Schritte, und endlich den Klang von Pferdehufen, den zornigen Zuruf in fremder Sprache, und erst ein höhnisches Lachen brachte ihn in die Wirklichkeit zurück. Er löste sich vom Kreuz, sah um sich auf die wüsten Gesichter des Marodeurhaufens, und plötzlich wußte er: Dies war die Stunde der letzten Not!

„Also doch einer“, sagte der Anführer, ein knochiger, rothaariger Mann, der ein Pflaster über dem linken, eingefallenen Auge trug. „Der Pfaff!“ schrie ein anderer, „und sonst das ganze Dorf leer, alles in

den Wald geflüchtet!" „Nun, er wird uns das Versteck seiner Schafe zeigen, daß wir sie scheren können!" grinste ein Weibsbild, und die ganze Horde brach in ein johlendes Gelächter aus. Der Pfarrer warf einen Blick um sich, und ein Grauen kroch ihm den Rücken herauf. Nicht vor dem Tod. Aber diese Meute, Abschaum des Kriegsvolks der furchtbaren Zeit würde ihn lange sterben lassen. Der Anführer trat an ihn heran, packte ihn an der Brust und schüttelte ihn. „Hör zu, Pfaff, du zeigst uns das Versteck der Dorfleute, dann magst du entrinnen. Wo nicht — wir werden es erzwingen.“ Er schlug eine wilde Lache an. „Alles der Reihe nach. Erst peitschen wir dich, daß du keinen Fleck heile Haut auf dem Leibe behältst, dann Feuer unter die Füße, und bleibst du halstarrig, so verreck' am Schwedenstrunk. Du bekennst?" „Niemals!" Nur dies eine Wort. „An den Baum mit ihm!" befahl der Führer gleichmütig. „Nein, an das Kreuz!" Er lachte. „Mag er seinem Herrn nachfolgen.“ Sie rissen ihm die Kleider vom Leib, sie schnürten ihn an das Kreuz, nackt hing er da in der Dämmerung des Frühlingsabends. Die ihn umgaben, hingen mit blutlüsternen Augen an ihm. „Bekenne, Pfaff!" Ein unirdisches Lächeln grub sich in das Antlitz des Opfers, dann ein Flüstern, stoßweise: „Rufe mich an in der Not.“ Der Anführer zuckte die Schultern. „Fang an, Mitalka!" Ein stämmiger Knecht trat geruhssamen Schrittes zu seinem Kopf und zog die schwere, lederne

Peitsche aus dem Halfter. „Noch eins. Wer ruht in dem Grab?“ forschte der Hauptmann. „Mein Weib und meine beiden Kinder.“ „Wohl, du hast nicht weit zu ihnen, aber ich sage dir, du wirst wünschen, daß der Weg kürzer wäre. Fang an!“ Ein klatschender Hieb. Der Leib des Gemarterten biegt sich zurück, ein dumpfes Stöhnen. — „Weiter!“ Wiederum klatscht die Peitsche, wiederum Aufstöhnen, Blut rieselt. Der Henker versteht sein Werk. Langsam setzt er Hieb neben Hieb. „Befenne, Pfaff!“ Nur ein Schütteln des Hauptes. Hieb folgt auf Hieb. Wohlüstige Blicke heften sich auf das Opfer. „Befenne!“ Schweigen — Dumpf klatscht die Peitsche. Das Haupt des Pfarrers ist zurückgesunken. Er kann nicht mehr. Er muß schreien. Aber nur ein Gurgeln dringt aus seinem Munde. — — —

In einem sandigen Dünenweg reitet ein Pickett brandenburgischer Dragoner. Fern, müden Schrittes. Warum fallen die Pferde plötzlich in Trab? Warum drängen sie, wie von etwas Unsichtbarem berührt, vorwärts, müde wie sie sind? Warum wird aus dem Trab ein Galopp, wilder und immer wilder? Reitet, ihr Reiter! Reitet! Eilt! — — —

Der ganze Leib des Gemarterten ist eine Wunde. „Befenne!“ Johannes Hardenius hebt das Haupt und läßt es sinken. „Die Slung!“ befiehlt der Hauptmann. Ein Eimer mit Seewasser wird gebracht. „Gib acht, Pfaff, daß dir Kühlung werde!“ Ein Schwung, und die salzene Lauge brandet über

den gemarterten Körper. Da geschieht etwas Seltsames. In furchtbarem Krampf bäumt sich der Leib. Das Haupt fällt zurück. „Befenne!“ — Keine Antwort. — Aber die Augen sind weit geöffnet und starren den Hauptmann an. Der Pfarrer fühlt keinen Schmerz mehr. Wie aus weiter Ferne hört er das Klatschen der Hiebe. Vor seinen Augen ist brennende Helle. Aber er fühlt nichts mehr. Plötzlich wirft der Henker die Peitsche weg. „Ich mag nicht mehr!“ „Schlag zu!“ schäumt der Hauptmann. Der Knecht kreuzt die Arme. „Ich tu's nicht. Es hat doch keinen Zweck. Er fühlt nichts mehr. Er ist entrückt!“ Der Hauptmann zerdrückt einen Fluch. Mit blutunterlaufenen Augen mustert er die Runde. Böse, abweisende Gesichter. Murren. Und ob er sich gleich wehrt, ihm selber graut vor dem Blick der Augen, die sich auf ihn geheftet haben. Und plötzlich ein Ruf vom Dorfrand. „Zu den Rossen! Feindio!“ Wildes Getümmel. Er springt zu seinem Klepper. Er reißt die Pistole aus dem Halfter und schlägt an. Aber Mitalka packt ihn am Arm. „Laß, die Kugel springt auf dich zurück! Er ist behert!“

Als die Dragoner den Leib des Pfarrers vom Kreuze lösen und dem Feldscher bringen, vermeinen sie, einen Sterbenden zu tragen. Aber Johannes Hardenius genas. Es war wie ein Wunder. Die Wunden heilten ohne zu schwären. Das Fieber deckte seine Sinne gnädig wie eine dunkle Decke zu. Noch 37 Jahre durfte er seines Amtes walten.

In der Turmkammer der kleinen Fischerkirche steht an der Wand, mit starken Eisenklammern befestigt, ein altes, ungefügtes Holzkreuz. Man heißt es das Notkreuz. Denn der Querbalken trägt den Spruch: Rufe mich an in der Not, so will ich dich erretten, und du sollst mich preisen. — Wenn die Männer draußen in Seenot sind, beten die Frauen am liebsten hier. Die Turmkammer ist immer offen.

Die Namen auf der anderen Seite des Kreuzes sind nicht mehr zu lesen. Sturm und Sonnenschein von drei Jahrhunderten haben sie ausgelöscht. Nur der Spruch ist geblieben.

Inhalt

Der Gedanke	7
Der Gedanke	25
Der Gedanke	37
Der Gedanke	67
Der Gedanke	79
Der Gedanke	119

Inhalt

Der Streitacker	7
Der Heidenpriester	23
Der Schatz der Dufour	33
Hoher Besuch	67
Ohm Christian	79
Das Rotkreuz	116

FRÜHERE BESCHREIBUNGEN VON
GERHARD KIEHLING

Gerhard Kiehlings

Das Werkverzeichnis von Gerhard Kiehlings

Verzeichnis der Werke

Das Werkverzeichnis von Gerhard Kiehlings ist ein wichtiges Dokument für die Kenntnis seiner künstlerischen Tätigkeit. Es enthält eine detaillierte Auflistung aller von ihm geschaffenen Werke, darunter Gemälde, Zeichnungen und Skulpturen. Die Werke sind chronologisch geordnet und mit wichtigen Daten wie Entstehungszeit und Ausstellungsorten versehen. Dieses Verzeichnis ist ein wertvolles Instrument für Kunsthistoriker, Sammler und Kunstinteressierte, um die Entwicklung und den Umfang der künstlerischen Produktion von Gerhard Kiehlings zu verstehen.

Die Werke von

Gerhard Kiehlings

Das Verzeichnis der Werke

Das Verzeichnis der Werke von Gerhard Kiehlings ist ein umfassendes Dokument, das alle von ihm geschaffenen Kunstwerke auflistet. Es umfasst eine Vielzahl von Medien, darunter Ölmalerei, Aquarelle, Zeichnungen und Skulpturen. Jedes Werk ist sorgfältig dokumentiert, mit Angaben zum Titel, zur Entstehungszeit, zur Größe und zu weiteren relevanten Informationen. Dieses Verzeichnis ist ein unverzichtbares Werkzeug für die Erforschung der Kunst von Gerhard Kiehlings und für die Identifizierung seiner Werke in Museen, Sammlungen und auf dem Kunstmarkt.

Die Werke von

Gerhard Kiehlings - Werkeverzeichnis

FRÜHER ERSCHIENEN VON
GERHARD RINGELING

Seefahrend Volk

Vier Erzählungen vom alten Fischland

Pappband 1.80 RM.

„Bei den beiden letzten Erzählungen ist man restlos von Anfang bis zu Ende gepackt und im Banne einer in ihrer Einfachheit großen und starken Erzählkunst, die es in abgeklärter Reife versteht, Vorgänge und Menschen über Ort und Zeit hinaus ins ganz Große, Allgemeingültige zu steigern. Hier gelingt es auch Ringelings Sprache, die die knappe, verhaltene, chronikartige Andeutung liebt, ihre größten Wirkungen zu erzielen und ihre höchsten, reinsten Eindrücke in der unvergleichlich schönen Haupterzählung des Bandes ‚Die leichtsinnige Margret‘ zu erreichen.“ Niederdeutscher Beobachter

Die schöne Gesine

Roman

In Ganzleinen 3 RM.

„Dieses Buch atmet: es ist ein sehr starker, dunkler, nordwindartiger Atem, der die Geschichte durchzieht. Und sie müssen sich alle zusammendrücken, die auf dem Hofe zusammenwohnen unter dem Sturm des Schicksals: Hinrich Boye und seine Gesche, der Dhm und die Trinetanten, Wilhelm Wesendorf und der Schulze. Auch der Pfarrer Georg Heinsius weiß sich in diesen Ring geschlossen und weiß sich und alles Geschehen doch dann umschlossen von Gottes Barmherzigkeit. Und dann geht es um Menschenleben, um Krieg und Frieden, um Liebe und Laster und geht doch bei alledem immer nur um den Hof und das Land und die Heimat und das Erbe.“

Die Literatur

WICHERN - VERLAG / BERLIN

BRUNNEN VERLAG

Die Kunst des Schreibens

von Dr. phil. h. c. h. Dr. phil. h. c. h. Dr. phil. h. c. h.

von Dr. phil. h. c. h. Dr. phil. h. c. h. Dr. phil. h. c. h.

Die Kunst des Schreibens ist eine der wichtigsten Fähigkeiten, die ein Mensch besitzen muss. Sie ist die Grundlage für alle schriftliche Kommunikation und ermöglicht es uns, unsere Gedanken und Ideen in einer klaren und verständlichen Weise auszudrücken. In diesem Buch werden wir uns mit den Grundlagen des Schreibens befassen und lernen, wie man einen guten Text schreibt. Wir werden uns mit der Struktur eines Textes befassen und lernen, wie man einen guten Text aufbaut. Wir werden auch lernen, wie man einen guten Text schreibt und wie man ihn verbessert. Das Buch ist für alle, die schreiben wollen, geeignet und ist eine wertvolle Hilfe für alle, die schreiben wollen.

Die Kunst des Schreibens

von Dr. phil. h. c. h. Dr. phil. h. c. h. Dr. phil. h. c. h.

von Dr. phil. h. c. h. Dr. phil. h. c. h. Dr. phil. h. c. h.

Die Kunst des Schreibens ist eine der wichtigsten Fähigkeiten, die ein Mensch besitzen muss. Sie ist die Grundlage für alle schriftliche Kommunikation und ermöglicht es uns, unsere Gedanken und Ideen in einer klaren und verständlichen Weise auszudrücken. In diesem Buch werden wir uns mit den Grundlagen des Schreibens befassen und lernen, wie man einen guten Text schreibt. Wir werden uns mit der Struktur eines Textes befassen und lernen, wie man einen guten Text aufbaut. Wir werden auch lernen, wie man einen guten Text schreibt und wie man ihn verbessert. Das Buch ist für alle, die schreiben wollen, geeignet und ist eine wertvolle Hilfe für alle, die schreiben wollen.

von Dr. phil. h. c. h. Dr. phil. h. c. h. Dr. phil. h. c. h.

BRUNNEN VERLAG

ε

2.-

33

LBMV Schwerin

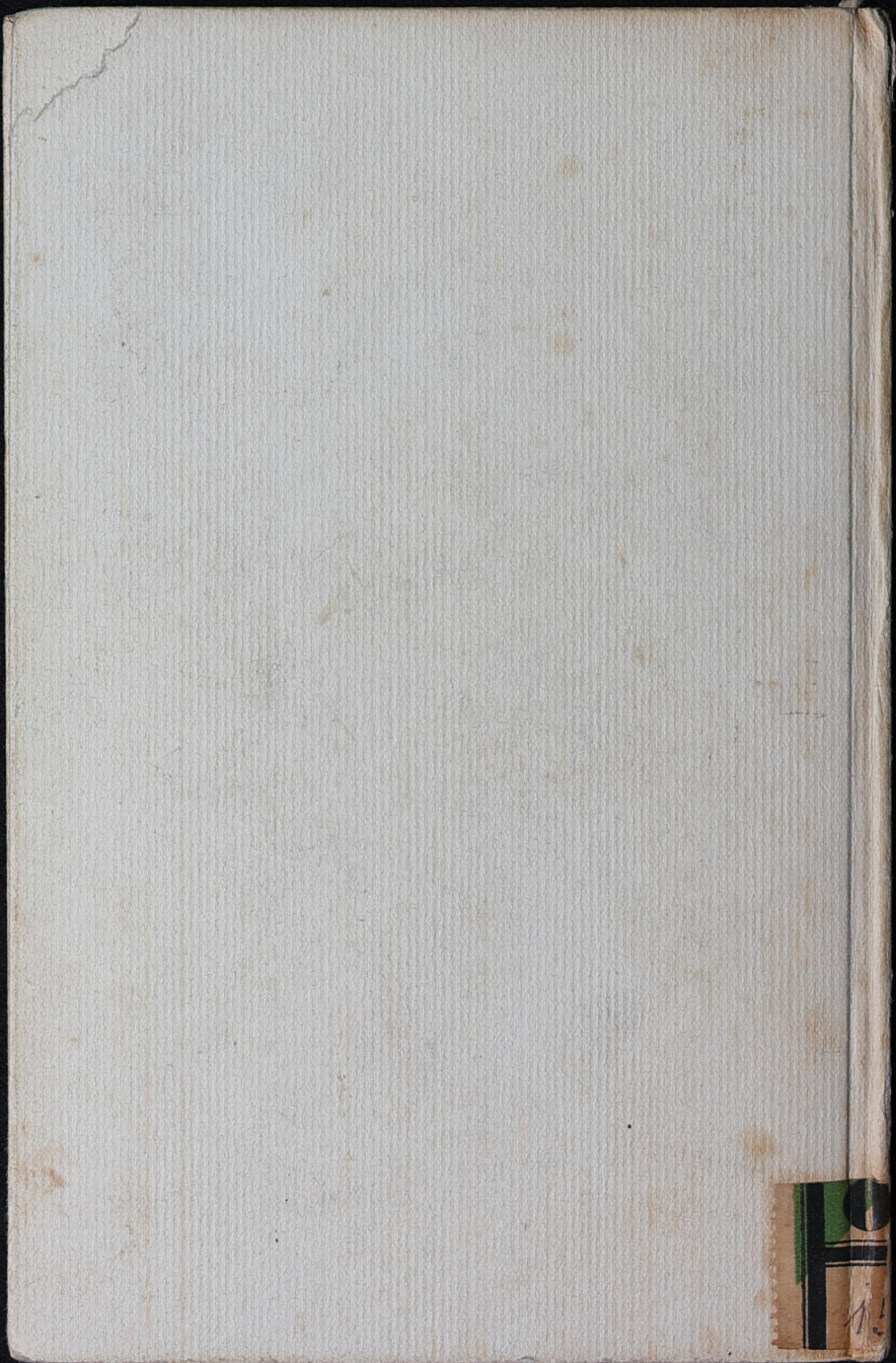
004 312 368

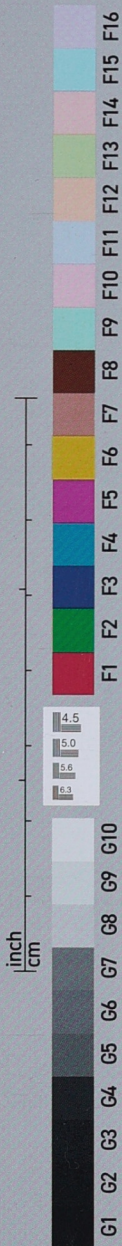


LANDESBIBLIOTHEK
Mecklenburg-Vorpommern
Günther Uecker

[https://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn1933399856/phys_0135](https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1933399856/phys_0135)

MV
tut gut.





Da geschieht etwas Selt-
 rampf bäumt sich der Leib.
 „Befenne!“ — Keine Ant-
 n sind weit geöffnet und
 n. Der Pfarrer fühlt keinen
 weiter Ferne hört er das
 seinen Augen ist brennende
 s mehr. Plötzlich wirft der
 „Ich mag nicht mehr!“
 r Hauptmann. Der Knecht
 's nicht. Es hat doch keinen
 mehr. Er ist entrückt!“ Der
 en Fluch. Mit blutunter-
 er die Kunde. Böse, ab-
 ren. Und ob er sich gleich
 vor dem Blick der Augen,
 t haben. Und plötzlich ein
 zu den Rossen! Feindio!“
 pringt zu seinem Klepper.
 s dem Halfter und schlägt
 n am Arm. „Laß, die Kugel
 Er ist behert!“
 n Leib des Pfarrers vom
 eldscher bringen, vermeinen
 u tragen. Aber Johannes
 var wie ein Wunder. Die
 schwären. Das Fieber deckte
 eine dunkle Decke zu. Noch
 es Amtes walten.

123 —